Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang — Heft 12, Dezember



Das Weihnachtsfest.

Eine kirchengeschichtliche Feststudie.

Unter allen christlichen Festen erscheint unserem heutigen Empfinden das Weihnachtsfest als die Krone der Feste. Insonderheit die deutsche Weihnachtsfeier, wie Schwerdgeburth sie auf seinem Gemälde „Luther im Kreise seiner Familie am Weihnachtsabend“ dargestellt hat. Wohin der Deutsche kommt, führt er seinen Weihnachtstannenbaum mit, und wäre es in die Laufgräben vor Paris, nach Südwestafrika oder nach den entlegensten Ansiedlungen der Welt. Wo sich nur ein Tannenbaum oder ein immergrüner Baum findet, schmückt sich der Deutsche seinen Christbaum. Und diese Sitte mit den übrigen Festsymbolen bürgert sich auch bei anderen Nationen ein. Die Gemütstiefe der deutschen Weihnachtsfeier verfehlt ihren Eindruck nicht.

Umsomehr wird es manchen überraschen, daß das Weihnachtsfest sich zuletzt von den drei christlichen Hauptfesten gebildet hat, dreiundeinhalb Jahrhunderte nach Christi Geburt, sowie daß man sich anfangs über den Weihnachtstermin, den 25. Dezember, durchaus nicht einig war. Der Kranz von Festsinnbildern, der sich um die Weihnachtsfeier in der deutschen Familie gebildet hat, rührt erst von der Reformation her.

Es ist daher ein Stück christlicher Volksbildung, über die Entstehung des Weihnachtsfestes, über die Erwägungen, welche für den 25. Dezember entschieden, über die Glaubensmomente, welche zur Symbolik des Tannenbaums führten, die geschichtliche Entwicklung nachweisen zu können.

Der Kirchenvater Origenes († 254 n. Chr.) kennt nur zwei jährliche Feste der Christenheit, Ostern und Pfingsten. Ein Weihnachtsfest erwähnt er auch nicht mit der geringsten Andeutung. Nur die Sünder, sagt Origenes, feiern ihren Geburtstag. Die Heiligen dagegen verwünschen diesen Tag, weil jeder Mensch in Sünden emp-

fangen und geboren sei. Diese eigentümliche Lebensanschauung des Origenes ward in weitesten Kreisen seiner Zeitgenossen geteilt. Hätte sich in der Christenheit jener Zeit auch nur eine Spur von Weihnachtsfesten befunden, so würde ein Mann wie Origenes sich damit haben auseinandersetzen müssen.

Ferner deutet ein aus dem Jahre 354 n. Chr. stammendes Verzeichnis der römischen Konsuln, dem eine in zeitlicher Folge geordnete Sammlung der in der römischen Kirche gefeierten Feste und ein Verzeichnis der römischen Blutzeugen beigefügt sind, an, daß unter dem römischen Bischof Liberius (352—366) zum erstenmal das Weihnachtsfest gefeiert worden ist. Denn Liberius erzählt von dem zahlreichen Besuche in der Peterskirche, der dort am „Geburtstage Jesu“ gewesen sei. In der morgenländischen Kirche dagegen führte sich das Weihnachtsfest noch später ein. Der Kirchenvater Johannes „Goldmund“ (Chrysostomus) führt in einer Predigt aus dem Jahre 386 an, daß damals das Weihnachtsfest in Antiochien noch nicht seit zehn Jahren, aber doch schon mit größter Anteilnahme besucht werde.

Heutigentags mag es uns unbegreiflich sein, wie die christliche Kirche dieses Fest solange entbehren mochte und durfte. Das lag eben in der Anschauung. Die ersten Christen legten ganz allein in den Tod Jesu und in dessen Auferstehung das Heil und die Erlösung und richteten alle Christenhoffnung auf die Wiederkunft Jesu, die sie sich als nahe bevorstehend dachten. Verbunden mit dieser Anschauung steigerten die Christenverfolgungen die Sehnsucht nach Vereinigung mit dem erhöhten Herrn zu jener weltflüchtigen Lebens- und Weltanschauung, von der Origenes zeugte, daß nämlich der Tag der leiblichen Geburt verwünscht zu werden verdiene, während der Todestag, namentlich der Märtyrertod, geradezu als Geburtstag in das ewige Leben hinein bezeichnet ward. Widerstrebte es demnach den ersten Christen, den Tag der leiblichen Geburt zum Gegenstande einer Feier, so auch den der Geburt Jesu zur Veranlassung eines Festes zu machen.

Als jedoch die Märtyrerkirche zur siegenden und zur Staatskirche wurde, und der Gedanke an die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi schwand, da gewöhnten sich die Christen daran, den Wert und die Bedeutung des irdischen Lebens höher einzuschätzen. Auch die leibliche Geburt betrachteten sie als Veranlassung zur Freude. Der Gedanke hatte sich bei ihnen inzwischen eingebürgert, daß Christus geboren sei, nicht bloß um zu sterben, sondern damit er sein gottmenschliches Leben auf Erden führen könne zum Erweise seiner Liebe und seinen Jüngern zum Vorbilde, bis er schließlich durch Tod und Auferstehung und Himmelfahrt gekrönt wird.

Hatten die Christen der Märtyrerzeiten den Gedanken ganz vorwiegen lassen, daß jeder Tag ihres Erdenlebens wie ein Karfreitag und zugleich wie ein Ostertag gehalten werden solle, so beginnt mit dem Kirchenvater Hieronymus († 420) in seinem „Begleiter“ der Gedanke sich einzubürgern, daß das ganze Leben der Christen von biblischen Leseabschnitten begleitet werden und dem Leben Jesu von dessen Geburt bis zu Tod und Auferstehung gleich werden müsse. Damit ergab sich die Notwendigkeit, daß bei solcher Anschauung die Geburt Jesu ebensogut wie Tod, Auferstehung zum Anlaß einer kirchlichen Feier genommen wurde.

Nun entstand die Frage: welchen Tag wählen wir zum Weihnachtsfeste

Clemens aus Alexandrien, Zeitgenosse des Origenes, gibt zu Anfang des dritten Jahrhunderts als den Tag der Geburt Christi an den Tag, der 194 Jahre, 1 Monat, 13 Tage vor dem Tode des Commodus lag, der am 31. Dezember 192 nach Christi Geburt starb. Darnach würde der Geburtstag auf den 19. November des Jahres 2 vor unserer Zeitrechnung fallen. Clemens aber sagt, daß er der Bestimmung dieses Tages keinerlei Bedeutung bemesse, bedauert auch nicht, daß darüber keine Übereinstimmung herrsche. Ein Zeitgenosse Cyprians erzählt, daß Christus am 28. März geboren sei, und im römischen Nordafrika war noch im vierten Jahrhundert eine Geburtstagsfeier Christi am 25. Dezember unbekannt.

Jenes bereits genannte Verzeichnis der römischen Konsuln, dem ein anderes über die in der römischen Kirche gefeierten Feste und über die römischen Märtyrer beigefügt ist, erwähnt zum erstenmale den 25. Dezember. Diese Angabe lautet wörtlich: 1 n. Chr. „Unter dem Konsulat des Caesar und Paulus ist der Herr Christus geboren am 25. Dezember, einem Freitage, den 15ten des Mondes.“ — 29 n. Chr.: „Unter diesen Konsuln (dem beiden Gemini) hat der Herr Jesus Christus gelitten an einem Freitage, den 14ten des Mondes.“

Um dieselbe Zeit galt im Morgenlande eine andere Bestimmung des Geburtstages Christi, und zwar in Ägypten am 6. Januar, der zugleich als Tauftag Christi galt, anderswo am 5. Januar. Auf diese Tage kam man, indem die Weissagung Hesek. 1, 1. 3 auf die Geburt Christi bezogen und nach morgenländischer Kalenderrechnung das Jahr mit dem 1. Oktober begonnen wurde.

Ein geschichtlicher Grund für die Wahl des 25. Dezember als Geburtstag Christi läßt sich nicht erfinden. Die Idee vielmehr wird ausschlaggebend gewesen sein, und zwar in erster Linie der Grundgedanke der christlichen Kirche, daß der Tag der Weltschöpfung und der Menschwerdung Christi ein und derselbe sei, wobei man die Menschwerdung Christi mit Marias Empfängnis eintreten ließ.

Als ersten Tag der Welt bezeichnete Philo den 25. März, indem er die Frühlingsnachtgleiche als Abbild des Weltanfangs setzte, während Origenes aus den Worten des Schöpfungsberichts 1. Mose 1, 11: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut —“ den Schluß zog, bei der Schöpfung müsse es Frühling gewesen sein, und aus dem anderen: „Gott schied das Licht von der Finsternis“, daß es bei der Schöpfung Frühlingsnacht- und Taggleiche gewesen sei, sowie schließlich aus denen: „ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere“, daß bei der Schöpfung die Sonne im Äquator gestanden habe und der Mond ein Vollmond gewesen sei.

Da nun der Kalender Julius Caesars bestimmte, daß die vier Wendepunkte des Jahres am achten Tage vor dem ersten der Monate April, Juli, Oktober und Januar eintreten sollten, also am 25. März, 24. Juni, 24. September, 25. Dezember, so galt anfänglich in der Kirche der 25. März als Frühlingsanfang, und da die Schöpfung als Ur- und Vorbild auf Christi Menschwerdung (gleich Empfängnis) gefaßt ward, insofern Christus, der zweite Adam, das Licht der Welt ist, auch als Tag der Empfängnis Christi. Daraus berechnete man dann den 25. Dezember als Tag der Geburt Christi.

In Alexandrien und von da aus verbreitete sich später die Ansicht, daß der 21. März der Schöpfungstag sei, da Sonne, Mond und Sterne am vierten Schöpfungstage nach Erschaffung des Weltlichts geschaffen wurden. Je nachdem ließ man entweder den Tag der Erschaffung des Weltlichts, den 21. März, oder den der Erschaffung der Himmelskörper, den 25. März, ausschlaggebend sein.

So sagte Augustin: „Man glaube, daß Christus am 25. März empfangen sei, weil er am 25. März gelitten habe;" denn weil der erste Adam an demselben Tage, da er geschaffen war, zugleich des Todes gewesen sei, müsse bei dem zweiten Adam der Tag der Empfängnis und des Kreuzestodes derselbe gewesen sein. Sei nun Christi Tod am 25. März erfolgt, so seine Empfängnis an demselben Tage. Dann aber fiel Christi Geburt auf den 25. Dezember. War das Licht an einem Sonntage geschaffen, wie man annahm, so auch Mariä Empfängnis, da sie von der Kraft des Höchsten überschattet ward, an einem Sonntage. Eine Bestätigung des 25. Dezembers als Geburtstages Christi fand man in dem Vergleiche mit der Sonne. Gab Gregor der Große später die Losung aus, die früher unausgesprochene Praxis war, daß die christlichen Gebräuche sich an die im Volksleben vorhandenen anschmiegen sollten, um die heidnischen umzudeuten, so traf der 25. Dezember und dessen Ableitung vom 25. März zusammen mit dem heidnischen Festtage der „unbesiegten Sonne", von dem aus sich die Sonne wieder aus der Finsternis der Winternacht siegreich emporringt und die Tage länger macht, um die Welt mit Licht zu erfüllen.

War nun Johannes der Täufer sechs Monate älter als Christus, also am 24. Juni geboren, so verstand man das Schriftwort: „Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen", als Bestätigung darauf zu deuten, daß vom 24. Juni an die Sonne abnahm, vom 25. Dezember an dagegen zunahm.

An die Stelle der irdischen Sonne trat eben Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, der Aufgang aus der Höhe. Für die Wendepunkte des Naturjahrs traten ein die Wendepunkte des Heilsjahres. Natur- und Heilsgeschichte trafen zusammen. Es verband die alte Kirche den Dank für die Erlösung mit dem Preise der Weltschöpfung. Christus war am Weltschöpfungstage, den 25. März, empfangen, und am Tage des Sieges der Sonne über die Finsternis geboren. Das war das Ergebnis: Weihnachtsfest ward am 25. Dezember gefeiert.

Wie kam man nun zum Weihnachtsbaum?

Entstand er bloß zufällig aus der vorchristlichen Sitte, durch Anzünden von Lichtern den Sieg der Wintersonne sinnbildlich auszudrücken, und aus der römisch-heidnischen Gewohnheit, am Feste der Saturnalien (17.—23. Dezember jedes Jahres) die Familienglieder durch Geschenke zu erfreuen, verbunden mit der Gelegenheit, einen immergrünen Baum oder eine Tanne zum Träger des Lichtes, der Geschenke und Früchte zu machen, während die Kinder in England, ehe der Tannenbaum sich dort einbürgerte, zur Weihnachtszeit Zweige von Hülsen oder Stechpalmen trugen?

Der Sinn dieses Gebrauchs ruht viel tiefer. Es mischt sich im Tannenbaum die Vorstellung vom Baume des Lebens und vom früchtebehangenen Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, dessen außerbiblische Spuren sich beispielsweise auch im zoroastrischen Heidentum Persiens finden.

Der Baum des Lebens im Paradiese hätte nach Gottes Willen dazu dienen sollen, das Leben des Menschen vor dem Tode zu bewahren, ward aber, als der ungehorsame Eigenwille des ersten Elternpaares Gottes guten Willen durchkreuzte, vom Cherub mit bloßem hauendem Schwert behütet, damit Adam nun nicht mehr seine Hand ausstrecke und breche vom Baume des Lebens und esse und in ewigem Sündenelend lebe.

Die kirchliche Schriftauslegung hat geschwankt zwischen der Auffassung, daß der Baum des Lebens angesehen werden müsse als ein wirklicher Baum oder als bildlicher Ausdruck, ähnlich wie der Gerechte mit einem Baum des Lebens verglichen (Ps. 1, 3; Jer. 17, 8) oder geradezu als Baum des Lebens bezeichnet wird, und wie die Weisheit oder die Zunge, die Weisheit redet, Baum des Lebens heißt. Auf solche bildliche Deutung führt uns auch die Prophetie. Was im Anfange der Menschheit nicht verwirklicht wird, das Paradies mit dem Baum des Lebens in seiner Mitte, das soll in der Vollendung des Reiches Gottes, dessen Mittelpunkt Christus ist, sich verwirklichen. Wer überwindet, soll vom Baume des Lebens essen. (Offb. 2, 7.) In der Stadt Gottes stehen am rauschenden Strome des lebendigen Wassers die Lebensbäume („Holz des Lebens"). — Die grobsinnliche Auffassung schrieb dem Baume des Lebens medizinische Wirkung zu, daß er dem Menschen, der davon genießt, Unsterblichkeit, die ihn nie altern lassen wird, verleihe. Ähnliche Anschauung lief eben bei den Persern, die von einem Lebensbaume redeten, nebenher; dessen Saft führe die Menschen zu unsterblichem Leben. Auch in vorchristlicher jüdischer Anschauung (Buch Henoch) gab die Frucht vom Baume des Lebens die Unsterblichkeit.

Luther nun sagt, daß der Baum des Lebens durch die Kraft des Wortes Gottes ein lebendig machender gewesen sei, Calvin dagegen, daß er nur ein Sinnbild und Merkmal des von Gott gegebenen Lebens sein solle. Die Bibel aber faßt in allen Stellen den Begriff des Lebensbaumes geistig-sittlich.

Durch die Vertreibung der gefallenen Menschen vom Lebensbaum gewinnt die Ausstoßung aus dem Paradiese die Absicht göttlichen Erbarmens. Denn wären sie beim Lebensbaume geblieben und hätten dessen Frucht weiter essen dürfen, so wäre dadurch ihr Sündenelend ewig geworden. Nun aber wird die Menschheit vom Genusse der Kraft des Lebensbaumes solange ausgeschlossen, bis der wahre Lebensbaum, Jesus Christus, sich ihr aus Gnaden selbst mitteilt. Hatten die Menschen durch eigenwilliges, widergöttliches Nehmen sich den Tod bewirkt, so empfangen sie jetzt durch gläubiges Annehmen der Gnade, die Jesus Christus darbietet, das ewige Leben. So ist der Lebensbaum des Paradieses eine Weissagung auf Christum und ein Anlaß für die Menschen, auf Christum zu warten.

Christus ist der wahre Lebensbaum, der von den Propheten „der Zweig aus der Wurzel Isais" (Jes. 11, 1. 10), „das gerechte Gewächs", das Gott dem David erweckt (Jer. 23, 5; 33, 15), das „zarte Reis vom Wipfel der hohen Zeder", das Gott auf einem hohen Berg pflanzt, damit es Zweige gewinne und Früchte bringe (Hesek. 18, 22. 23), genannt wird, der sich selbst aber den rechten Weinstock nennt (Joh. 15, 1. 5). Einstimmig hat daher auch die alte Kirche in Christo

die Erfüllung des Paradiesesbaumes gesehen, und unter den Mystikern des Mittelalters sagt Hugo von St. Viktor: „Er (Christus) steht in der Mitte seiner Kirche als der ewige Baum des Lebens."

Später wird das Kreuz Christi der Lebensbaum. Die Gedankenübertragung versteht sich leicht. Denn ruhte nach der ersten evangelischen Überzeugung die Bedeutung Jesu in seinem Kreuzestode und in seiner Auferstehung, so brauchte nur für Jesum, der am Kreuze hing und aus dem Grabe auferstand, das Kreuz gesetzt zu werden, dann ergab sich das Kreuz als Lebensbaum, als das Holz, von dem Versöhnung mit Gott, Vergebung der Sünden und ewiges Leben ausging. Denn wäre Jesus nicht gekreuzigt worden, wäre er auch nicht auferstanden, und wäre er nicht auferstanden, hätte sein Kreuzestod keine Heilsbedeutung. War es nun echt paulinisch, das Kreuz mit dem Gekreuzigten zum Quell und Mittelpunkte aller Sündenvergebung und des ewigen Lebens zu machen, so war das Kreuz der Lebensbaum.

Auf Umwegen führte die Legende zu dem gleichen Ergebnisse. Die Legende vom Öl der Barmherzigkeit oder auch die von dem Zweige, der vom Baum des Lebens stammt und auf Adams Grab gepflanzt wird, geht durch das Volksbewußtsein der Christenheit vom zweiten bis zum achtzehnten Jahrhundert.

Adam bittet sterbend um den Saft um das Öl vom Baume des Lebens und sendet daher Seth zum verlorenen Paradiese zurück, damit er Gott an der Pforte des Paradieses darum bitte. Es ist das Öl der Barmherzigkeit, wie in der griechischen Sprache die Ausdrücke für Öl und für Barmherzigkeit fast gleich klingen. Mit diesem Öl will Adam sich salben lassen zum Leben, wie ihm einst verheißen war. Seth aber erhält vom Erzengel die Antwort: „Geh und sag, daß 5500 Jahre nach Erschaffung der Welt der eingeborene Sohn Gottes Mensch werden und Adam mit diesem Öl salben wird."

Diese Legende wird weiter aus- und umgebildet.

Nachdem das erste Menschenpaar 43 Tage hungernd nach den Früchten des verbotenen Paradieses umhergeirrt hatte, habe ihnen der Cherub zwei Feigen gereicht, worauf sie baten: „Gib uns von der Frucht des Lebensbaumes!" Die Antwort, die ihnen zuteil ward, lautete: „Erst wenn nach 5500 Jahren die Zeit erfüllt sein wird, werde ich euch und eurem Samen davon geben."

Später wird das Öl der Barmherzigkeit wörtlich auf das Blut des Gekreuzigten gedeutet. In weiterer Bearbeitung erhält Seth statt des erbetenen Öls einen Zweig vom Baume der Erkenntnis und pflanzt ihn auf das Grab seines Vaters Adam. Von dem Stamme, der aus diesem Zweige heranwächst, stammt später das Holz zum Kreuze Christi. Als nämlich Salomos Tempel erbaut wurde, gedachte man dazu das schöne Holz des Baumes auf Adams Grab zu verwenden, der Baumeister jedoch warf den Stamm in den Schafteich bei Jerusalem. Dort trieb er empor als Christus kam und bot Holz zu dessen Kreuz.

Nach anderen solle dieser Stamm zum Steg über einen Stadtgraben Jerusalems gedient haben, bis es beim Kreuze Christi Verwendung fand.

So gewann der Gedanke Verwendung, daß von dem Baume, an welchem Adam durch seinen Eigenwillen Verdammung fand, durch Christi Selbsthingabe Ver-

gebung und Leben komme. Im Kreuze Christi also finden vom Paradiese her die Gedanken vom Tode und vom Leben ihren Zielpunkt, das Kreuz ist durch Christi Tod aus dem Baume des Todes zum Baume des Lebens geworden.

Diese Legende wandert aus den Rekognitionen Clemenz' (2. Jahrh.) durch die sogenannte „Kleine Genesis“. Durch das aus dem Anthiopischen stammende christliche Adamsbuch des Morgenlandes findet sich in dem Evangelium Nikodemi, das in der Bibliothek in Einsiedeln aufbewahrt wird, in der „Buße Adams“, dessen Handschrift sich zu Paris findet, in dem Gedichte „die ursteude“ aus dem dreizehnten Jahrhundert, das die Höllenfahrt Christi beschreibt, in dem niederländischen Gedichte „das Holz des Kreuzes“, das um 1300 entstand, und im vierzehnten Jahrhundert zu Hamburg im „Hartebook“ ins Niederdeutsche übersetzt sich findet, im „Sündenfall und der Marienklage“ von Arnold Immessen zu Hamburg (15. Jahrh.), in einem Schauspiele von der Auferstehung (1464) in Wismar, endlich in der Dichtung Calderons: „Die Seherin des Morgens“.

Einige Proben mögen hierhergesetzt werden:

„Da daz alter menien vater
sein chraft benam, do bat er
mich zu dem paradeise gân,
unt sait mir daz da solde stân
ein boum der barmunge,
unt sprach, ob mir gelunge,
daz ich im des öles gewunne,
des uz dem stamme runne.
da von wurd er gesunt.“

So erzählt Seth den Vätern in der Hölle in „die ursteude“ und fährt fort:

„Seth, wa wil du hin. sprach er.
Herre mich hat mein vater her
uf iwer genade gesant.
nu ruochet mir helfen in daz lant,
da der boum der barmunge stet:
des öles des dar uz get
des solt ich im bringen.
Du enmacht ez nicht erringen,
sprach er, von diu cher wider;
daz paradeis ist immer, sider
dein vater druz gestozzen wart,
allen menschen verspart.
unt stet elso für war,
funf tusent unt funf hundert jar
unt funf unt funfzic danoch me,
so chumt er selbe unt nicht e,
der die helle brichet.“ —
(die ursteude.)

Oder lassen wir Seth im Schauspiel von der Auferstehung (1464 bei Wismar geschrieben) erzählen:

„Myn vader Adam lach an groter krankheyt
unt an des dodes arbeyt,
he sprak: hore sone my,
eynes dynghes bydde ik dy,
ga to deme paradise
unt sprek an desser wise:
got vader alleweldich,
Adam myn vader biddet dich,
dat du em willst gheven
bi dine engele de barmehartichait, da he megha leben.
dat warf ik na myns vaders boden.
do sprak de enghel von gade,
dat was de enghel Michael,
he sprak: Seth, lat dyn wenen snel,

da olyn mach dy nycht werden.
he sprak: men pate dyt ris an de erden;
wen vif dusent jar synt umme kamen
unt vif hundert, dat mach dynen vader vramen
unt alle syne slechte."

Die Bestandteile dieser Sage wurden sinnbildlich angewendet. Die Erfüllung von der Salbung mit dem Öl des Lebens fand man in der heiligen Taufe, die Speisung mit den Früchten des Paradiesbaumes sahen die syrisch-jakobitischen Christen im heiligen Abendmahle erfüllt. Die Deutung des Kreuzes als Baum des Lebens kam an den Kreuzesfesten (Kreuzesandacht am dritten Sonntage der Fastenzeit, Fest der Kreuzeserhöhung am 14. September, Fest der Kreuzeserfindung) zum Ausdruck.

Im Weihnachtstannenbaum aber finden alle Beziehungen des Lebensbaumes ihre Zusammenfassung. Der immergrüne Tannenbaum stellt Jesum Christum als den Lebensbaum dar, weil er bei seiner Geburt als der ewige Baum des Lebens emporwächst, und weil das Kreuz, an welchem er der Welt das Leben sterbend gab, vom Paradiesesbaume stammt.

Zwei Bedeutungen sind beim Weihnachtstannenbaum, der durch ganz Deutschland und in der Schweiz gebräuchlich ist, zu unterscheiden: Der Paradiesesbaum mit Äpfeln behangen und stellenweise noch mit Adam und Eva aus Kuchenteig daneben, und der Lichterbaum als Sinnbild Christi, der als Aufgang aus der Höhe das Licht der Welt ist, das alle Menschen erleuchtet und einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben hat, durch den der himmlische Vater uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und tüchtig gemacht zum Erbteil der Heiligen im Lichte.

Der im Winter und Sommer grünende Tannenbaum versinnbildlicht das unverwelkliche Erbe der Frommen, den unverwelklichen Kranz des christlichen Kämpfers, die bleibenden Gnadengaben des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, die wir in Jesu haben.

Man könnte die Gaben am Weihnachtsbaum als Nachahmung jener Geschenke, Gold, Weihrauch, Myrrhen, die von den Weisen aus dem Morgenlande dem Jesuskinde dargebracht wurden (Matth. 2, 11), deuten. Tiefer evangelisch aber wird die Deutung auf den Reichtum sein, den wir in Jesu haben, da er um unsertwillen arm ward, und auf den mancherlei geistlichen Segen in himmlischen Gütern durch ihn, schließlich auf die teuren und großen Verheißungen, die wir ihm verdanken.

Daß aber das Weihnachtsfest ein Fest der Kinder vorzugsweise ist, von deren Freude erst die Freude in die Seelen der Erwachsenen überstrahlt, liegt in der Sache. Christus ward als Kind geboren. Wer an der großen Freude, die allem Volk widerfahren wird, teilnehmen will, muß umkehren und selber wieder werden wie ein Kind, und besonders besteht ja das Weihnachtsglück darin, daß wir alle ohne Unterschied Gottes Kinder werden sollen.

Vom Mittelalter her bürgerte sich eine zweifache Weihnachtsfeier in Deutschland ein. Die eine, die kirchliche, drang von Rom her ein und bestand in der Ausstellung von Heilandskrippen in den Kirchen. Sie hat sich auch namentlich in katholischer Bevölkerung erhalten. Die andere, die familienmäßige des Christbaums m

seinem gemütvollen Beisammensein der Hausgenossen, herrscht im evangelischen Norden ursprünglich und vorzugsweise vor. Man hat wohl angenommen, daß der Losung Gregors des Großen, heidnischen Naturfesten christliche Deutungen zu geben, gemäß aus dem heidnischen Brauche, zur Sommersonnenwende Festflammen zu entfachen, der christliche entstand, zur Wintersonnenwende den lichterreichen Tannenbaum in den Häusern aus Freude über den mit Christo anbrechenden Weltfrühling anzuzünden, und es mag diese Annahme wohl im altnordischen Festnamen Juel (= Sonnenrad) einigen Schein der Bestätigung finden, im Grunde jedoch ist die Festsymbolik des Weihnachtstannenbaums auf die altkirchliche Auffassung vom Lebensbaum, die vom zweiten bis achtzehnten Jahrhundert sich durch die kirchliche Sage zieht, zurückzuführen. Dem christlichen Gefühle spricht sich auch in der Weihnachtsfeier in Form von Bethlehemskrippen am Altar und der des familiären Beisammenseins um den Tannenbaum im Familienzimmer der Unterschied zwischen katholischem und evangelischem Christentum aus, dort das zum Schautragen des Christentums, hier die innere, gemütbildende Seite desselben.

Bei beiden Festfeiern jedoch, solange man in den Kirchen zu Weihnachten an der Krippe Christi steht oder in den Familienzimmern um den brennenden Tannenbaum nach Luthers Weise „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich" singt, wird unserem Volke das Evangelium von der Liebe Gottes in die Seele dringen und im Gemüte frisch erhalten bleiben. Aber jeder christliche Hausvater möge dafür sorgen, daß den Seinen die Bedeutung der Festsinnbilder zu Weihnachten zum klaren Bewußtsein gelange. Schlimmer wird es werden, wenn das Weihnachtsfest zur bloß äußeren Veranlassung eines Genußlebens ohne inneres Gemütserlebnis herabsinken sollte. E. Bruhn.

Christus ist nicht in die Welt gekommen, um allem menschlichen Wissen ein Ende zu machen und es zu verachten; er kam, um es zu erfüllen. Ch. Kingsley.

Christus und die Lehre vom subjektiven Ich![1]

Interessant sind auch die Folgerungen Hudsons für die Person und die Taten Christi, sowie auch für seine Lehre. Von vornherein ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß er für Christus von größter Verehrung beseelt ist und sich seiner Autorität unbedingt unterwirft. Ich berichte hier rein sachlich über seine Meinung.

Es gibt viele, die den Glauben an Christus nicht fanden, weil sie sich ihm immer nur durch den beschränkten Prozeß des objektiven Denkens nähern wollten. Ihre Zweifel rühren von ihrem Unglauben an seine Geschichte und Taten her, da sie diese nicht mit den bekannten Naturgesetzen vereinigen können, so ignorieren sie seine geistige Seite und seine göttlichen Eigenschaften einfach ganz. Ließe sich auf

[1]) Vergl. zu diesem Schluß die übrigen Aufsätze dieses Jahrgangs über Hudsons Psychologie.

Christi Geschichte und Taten von seiten der modernen Wissenschaft ein Licht verbreiten, so würde damit für viele ein Hindernis schwinden, das der Annahme seiner sonstigen geistigen Lehren im Weg steht. Noch günstiger wäre es, wenn man auf diese Weise auch seine Lehre von der Unsterblichkeit, seine Sendung auf Erden als Erlöser der Menschen als wahr erweisen könnte. Hudson erhofft dies alles von seiner Hypothese.

Die ethischen Lehren des Neuen Testaments lassen sich auch in früherer Zeit wiederfinden. Aber es war zur Zeit Christi ganz unmöglich, einen Charakter und eine Geschichte zu erdichten, wie sie Christus in sich bietet. Die Verfasser des Neuen Testamentes müssen vor sich ein Original gehabt haben. Es hätte damals niemand sonst die Idee der Sendung Christi und die Bedingungen angeben können, von denen Erlösung und Unsterblichkeit abhängen. Christus lieferte nur Tatsachen, die ihnen zugrunde liegenden wissenschaftlichen Prinzipien hätte damals die Welt nicht verstanden („Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen"), heute läßt sich deren Wahrheit zeigen. Seine Biographen verstanden sie entweder nicht oder verschwiegen sie wie er selbst. Sie waren inspiriert durch die Macht seiner Worte, aber er bot ihnen nur so viel Erklärung, wie zur Fortsetzung seines Werkes nötig war. Wenn nun also die Wissenschaft heute nachweist, daß die Kräfte Christi möglich und die Bedingungen zu ihrer Ausübung genau so wie nötig von ihm angegeben wurden, und daß sie ohne dies nicht ausgeübt werden können, so ist dies ein überwältigender Beweis für die Wahrheit der Geschichte Christi. Ebenso ist es mit seinen Lehren.

Christus gab eine „exoterische" Lehre, die er der Welt verkündete, und eine „esoterische", die er geheim hielt, weil die Welt für sie nicht reif war; er verbarg sie in Parabeln: „Euch ist gegeben, daß ihr das Geheimnis des Himmelreichs vernehmet; diesen aber ist es nicht gegeben."

Christi Kenntnis der Menschen und ihrer Bedürfnisse war vollkommen, er gab jeder Klasse, was ihr nötig war: der Menge lehrte er Moral und Gerechtigkeit und den Weg zum ewigen Leben, doch nicht Krankenheilung, wohl aber seinen Jüngern; denn er wußte, daß diese Macht in den Händen der meisten Menschen seiner Zeit gefährlich sein würde. Die wissenschaftliche Grundlage seines Heilssystems gab er auch seinen Jüngern nicht, weil diese sie auch nicht verstanden hätten.

Das Wort: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten" — versteht Hudson dahin, daß der „Geist der Wahrheit" eine „Personifikation jenes Geistes im Menschen ist, welcher die Wahrheit um ihrer selbst willen kennen lernt, und zwar vermittelst des einzigen Prozesses, den diese Welt kennt — induktives Folgern. Diese Zeit ist da. Der Geist der Wahrheit regt sich in der ganzen zivilisierten Welt und verlangt Gründe für den Glauben, den die christliche Kirche lehrt." (!?)

Christi Taten sind nun besonders Heilungen. Er formulierte richtig die Bedingungen für die physische Heilung von Kranken, dieselben, die auch heute noch unerläßlich sind: für Patienten und Heiler erklärte er den „Glauben" für unerläßlich nötig. Es ist die Kraft der menschlichen Seele, damit gab Christus den Menschen

den Schlüssel zum Himmel und zur Gesundheit, so ist er der Welt Erlöser geworden. (!)

Wenn die Jünger nicht heilen konnten, so tadelt er ihren Mangel an Glauben (Matth. 17, 20). Er selbst heilte unabhängig vom Glauben, denn bei ihm entstand er aus dem Erkennen eigener Kraft. Glaube hört auf, wo Wissen anfängt, darum hatte er keinen Glauben nötig.

Ähnlich wie bei den Heilungen ist es bei den Totenerweckungen. Hudson führt die Geschichte von Jairi Töchterlein eingehend aus, um zu zeigen, daß Christus die betreffenden Gesetze so genau kannte wie keiner vor ihm. Da die Sache für Hudsons Auffassung sehr kennzeichnend ist, so sei sie hier wörtlich zitiert.

Markus 5, 35—43 lautet: „Jesus aber hörete bald die Rede, die da gesagt ward und sprach zu dem Obersten der Schule: Fürchte dich nicht, glaube nur!

Und ließ niemand ihm nachfolgen, denn Petrum und Jakobum und Johannem, den Bruder Jakobi.

Und er kam in das Haus des Obersten der Schule und sahe das Getümmel und die da sehr weineten und heuleten.

Und er ging hinein und sprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn.

Und er trieb sie alle aus und nahm mit sich den Vater des Kindes und die Mutter, und die bei ihm waren; und ging hinein, da das Kind lag.

Und er ergriff das Kind bei der Hand und sprach zu ihr: Talitha kumi! Das ist verdolmetschet: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!

Und alsobald stand das Mägdlein auf und wandelte; es war aber zwölf Jahre alt. Und sie entsetzten sich über die Maßen.

Und er verbot ihnen hart, daß es niemand wissen sollte; und sagte, sie sollten ihr zu essen geben.“ —

Es sind verschiedene Punkte in der obigen Erzählung, die ernsthafte Beachtung verdienen.

Der erste ist, daß Christus wohl verstand, wie wichtig eine günstige, geistige Umgebung für die Kranke war. Zu diesem Zwecke beruhigte er den Vater und suchte ihm die Notwendigkeit des Glaubens und Vertrauens begreiflich zu machen. Der Vater war natürlich in telepathischem Rapport mit seiner Tochter, und es war sehr wichtig, daß er ihrer entschwindenden Seele nicht seine Zweifel, seine Furcht mitteilte. Aus diesem Grunde ermahnte er ihn: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Er verstand ferner den Wert einer positiven geistigen Kraft, welche die Verstorbene umgeben und in voller Harmonie mit seiner eigenen Kraft und Absicht sein sollte. Darum wählte er drei seiner stärksten Nachfolger: Petrus, Jakobus, Johannes, die im Sterbezimmer anwesend sein durften, und sonst niemand. Er hielt die Menge und die Ungläubigen so weit als möglich entfernt. Die jammernden und weinenden Freunde der Verstorbenen veranlaßte er, das Zimmer zu verlassen, und versuchte sie auf die einzig mögliche Art zu beruhigen, indem er ihnen sagte: „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Diese Worte haben eine Doppelmeinung und einen doppelten Zweck; und einige vermuten, daß sie beweisen, daß das Mädchen nur in

einer kataleptischen Trance war. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie in dem Sinne ausgesprochen wurden, daß die Seele nie stirbt. Wie bekannt, gebrauchte er denselben Ausdruck bei Lazarus; erklärte aber später, daß Lazarus nach gewöhnlichen Begriffen wirklich tot war. Indem er diesen Ausdruck gebrauchte, wollte er erstens die Freunde und Verwandten beruhigen, weil ihr hoffnungsloses Jammern notwendigerweise eine starke Gegensuggestion auf die Seele der Kranken ausüben mußte. Zweitens kannte er die Macht einer solchen Suggestion auf das Mädchen. Es war ein Meisterzug von ihm, mit diesem Worte nicht nur die Verwandten zu beruhigen, sondern auch die entschwebende Seele mit dem subjektiven Glauben zu erfüllen, der notwendig war, um sie zur Rückkehr in den Körper zu bewegen. Daß dies seine Absicht war, kann nicht bezweifelt werden; um so weniger, als ein intelligenter geistiger Heiler unserer Zeit, der das Gesetz der Suggestion genau kennt, ganz dasselbe tun würde.

Hier sind also sieben besondere und bestimmte Handlungen, die er ausführte:

1. Er inspirierte den Vater mit Glauben, weil er in telepathischem Rapport mit seiner Tochter stand.

2. Er verbot der Menge von Ungläubigen, sich dem Hause zu nähern, da er den ungünstigen Einfluß von Zweifel und Unglauben kannte.

3. Er nahm drei seiner stärksten Apostel mit sich, um die Kranke mit einer Atmosphäre von Glauben und Mut zu umgeben.

4. Er entfernte die weinenden Freunde und Verwandten aus dem Krankenzimmer, wie er der Menge verboten hatte, ihm zu folgen — und aus demselben Grunde.

5. Er versicherte sie, daß das Mädchen nicht tot war, in der Absicht, sie mit Glauben und Hoffnung auf ihre Wiederherstellung zu erfüllen und damit ihrer geistigen Umgebung ein weiteres günstiges Element beizufügen.

6. Mit derselben Versicherung, daß sie nicht tot sei, übertrug er auf das subjektive Ego des Kindes die stärkste Suggestion, die möglich war — ja überhaupt die einzige in diesem Falle wirksame Suggestion.

7. Nachdem er so die besten Bedingungen hergestellt hatte, nahm er das Mädchen bei der Hand und befahl ihr in energischer Weise aufzustehen.

Der Zweifler wird sicherlich einwenden, daß das Kind nicht tot gewesen sein konnte, sondern daß es ein Fall von Scheintod war. Die Antwort hierauf ist erstens, daß die Adepten des Ostens behaupten, daß es immer möglich ist, die Seele zur Rückkehr in den Körper zu veranlassen, solange die zum Leben gehörenden Organe des letzteren noch vollkommen sind. Es ist sicher, daß selbst im Westen manche derartige wohlverbürgte Fälle vorkamen. Die zweite und sehr passende Antwort ist, daß der Wert des Beweises nicht im Geringsten vermindert würde, wenn es ein Fall von Scheintod gewesen wäre. Der Hauptpunkt liegt darin, daß Jesus nicht so gehandelt haben könnte, wie er es tat, wenn er nicht die Gesetze der geistigen Therapeutik ganz genau gekannt hätte. Dieser Fall beweist, daß er sowohl das Gesetz der Telepathie, wie auch jenes der Suggestion völlig verstand. Ja, man könnte sagen, daß Jesus das letztere zuerst entdeckt habe, denn das Wort Glaube i

er Inbegriff des ganzen Gesetzes der Suggestion. Das innere Zeugnis für die Wahrheit dieser Erzählung ist beweisend; denn in jenen Zeiten wußte niemand so iel über jene Gesetze, um die kleinsten Einzelheiten des Prozesses so genau ausühren zu können; und folglich hätte auch niemand die Erzählung schreiben können, hne ein Vorbild dafür zu haben.

Noch zwei andere Punkte dürfen nicht übersehen werden.

„Und er gebot ihnen hart, daß es niemand wissen sollte; und sagte, sie sollten hr zu essen geben."

Oft hatte er den von ihm Geheilten anbefohlen, daß sie darüber schweigen ollten; und auch dies beweist seine merkwürdige Kenntnis der Wissenschaft der eistigen Therapeutik. Der Grund für dieses Verbot wurde erst vor kurzem entdeckt. Er ist folgender: Wenn eine Person plötzlich durch geistige Prozesse geheilt wird, o ist es von größter Wichtigkeit, daß sie nicht öffentlich oder mit Skeptikern darüber ede, weil die letzteren geneigt sind, die Tatsache zu bestreiten oder die Idee der Heilung durch einen solchen Prozeß lächerlich zu machen. Sie sagen oft zu einem Patienten: „Sie sind kuriert worden durch Ihre Einbildungskraft und sobald die Aufregung vorüber ist, wird die Krankheit zurückkehren." Das ist eine Suggestion, ie ungünstig wirken muß, indem sie den Kranken dazu verleitet, den vorhergesagten Rückfall zu erwarten. Seine Furcht wird nach und nach erweckt; und wenn auf er Suggestion bestanden wird, kann sie schließlich verwirklicht werden. Eine Person nuß sehr starken Glauben haben, um dem fortwährenden Einfluß ungünstiger Sugestionen ihrer skeptischen Freunde widerstehen zu können. Es ist darum von größter Wichtigkeit, daß diese Ermahnung Christi befolgt wird. Daß er die Worte nicht hne Absicht aussprach und genau wußte, was sie bedeuteten, kann nicht bezweifelt verden. „Und sagte, sie sollten ihr zu essen geben." — Damit zeigt er, daß er die ewöhnlichen Mittel nicht verschmähte, wenn es nötig war, dem geschwächten Körper Kraft zukommen zu lassen. Schon in einem früheren Kapitel wurde nachgewiesen, aß er materielle Heilmittel, in Verbindung mit seiner okkulten Kraft, anwandte. Die geistigen Heiler unserer Zeit würden wohl daran tun, darin dem Beispiel des Meisters zu folgen, besonders wenn ihre Patienten noch nicht sehr fest im Glauben, der aus einer andern Ursache nicht leicht zu behandeln sind.

Die Erzählung von der Tochter des Jairus ist die beste Lehre in geistiger Therapeutik, die der Menschheit je gegeben wurde. Keiner unserer geistigen Heiler önnte sie vollkommener machen, selbst wenn er in allen hierauf bezüglichen Entdeckungen der modernen Wissenschaft durchaus bewandert wäre. Und ich wiederhole nochmals, daß es für jeden zu Christi Zeiten lebenden Menschen unmöglich gevesen wäre, die obige Erzählung niederzuschreiben, ausgenommen unter der Inspiation buchstäblicher Wahrheit. Denn die dazu nötige wissenschaftliche Kenntnis vurde erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entdeckt. Vor dieser Zeit kannte ie nur ein Mensch — Jesus."

Auch durch „abwesende Behandlung" heilt Jesus, wie die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum zeigt, also mit telepathischer Suggestion.

Ausdrücke dafür, daß der Glaube bei seinen Krankenheilungen das Wichtigste

war, finden wir sehr viele. Auch heißt es, daß er in der eigenen Heimat nicht viele große Taten ausführen konnte, „ihres Unglaubens“ wegen. Hier kannte man ihn von Jugend an als des „Zimmermanns Sohn“, „ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“

Wichtig ist auch Markus 16, 17 und 18.

Glauben ist „die Zustimmung der Seele oder des subjektiven Ichs zur Wahrheit dessen, was als wahr erklärt wird“. (Die sofortige Annahme einer Suggestion als absolute Wahrheit.)

Wie kam Christus zum wahren Wissen der psychischen Heilkunde? Vor ihm gab es schon geistige Heiler, doch niemanden, der die Prinzipien dieses Heilens erkannte, und der das Wesen desselben in dem Wort „Glauben“ zusammenfaßte. Er verstand die Gesetze der Suggestion und Telepathie, die Doppelnatur des Menschen, die Macht der Seele über den Körper. Wenn der Theologe die Frage so beantwortete: „Durch göttliche Inspiration, weil er der Sohn Gottes war, eins mit dem Vater“ — so will Hudson zeigen, daß es so im höchsten und besten Sinne ist.

Christus war seinem physischen Leben nach ein Mensch, von andern Menschen nur dem Grade der Fähigkeiten nach unterschieden, und weil im Besitz induktiver Kraft, nach der er die Gesetze der Seele in ihren Beziehungen zur Welt und zu Gott erkannte.

Bei seinen Taten überschritt er nicht die Grenzen der Naturgesetze, und auch die Kenntnis derselben ging auf natürliche Weise vor sich.

Das subjektive Ich hat unter Umständen die Gabe, die Gesetze induktiv zu erkennen, wenn auch das objektive es nicht kann; man denke an den Wunderknaben Zerah Colburn. Diese Kraft übersteigt die Vernunft und ist von Induktion unabhängig. — Eine derartige Kraft besaß Christus, und er erkannte die Wahrheit ohne den mühevollen Weg der Induktion. Niemand vor ihm und nach ihm hatte seine subjektive Kraft, er war moralisch, physisch und geistig harmonisch entwickelt, sein subjektives Ich stand stets unter der Herrschaft der Vernunft.

Hudson führt sodann die Erzählung von der Versuchung in der Wüste aus, um an sie seine Schlüsse anzuknüpfen und zu zeigen, wie vollkommen jene Herrschaft der objektiven Vernunft über Christi subjektives Ich war, sowie auch seine feste Absicht, seine subjektiven Kräfte nur legitim, nicht zu persönlichem Vorteil zu benutzen. Für die Erkenntnis Christi fordert nun also Hudson nicht „ein mirakulöses Dazwischentreten der göttlichen Kraft, da jeder menschlichen Seele die Kraft innewohnt, unter gewissen Bedingungen die festbestimmten Gesetze der Natur zu erkennen und zu verstehen“. Wenn wir jene Bedingungen auch nicht kennen, sie existieren doch. Jenem werden die Gesetze der Zahlen, diesem die der Töne, jenem die der Farben offenbart: Jesu die Gesetze des Geistes.

Christi Lehre nannte Hudson eine „geistige Philosophie“. Wie er die Gesetze seiner Taten kannte, so auch die Gesetze für die Zustände des ewigen Lebens. In seiner Lehre von der Unsterblichkeit gab er eine Philosophie der Seele in ihren Beziehungen zu Gott. Um seine Lehre als wahr zu erkennen, müssen wir zeigen, daß er die Kraft hatte, durch Induktion zu voller Kenntnis des geistigen Gesetzes zu

gelangen. Dies folgt daraus, daß seine Kenntnis des geistigen Gesetzes wissenschaftlich richtig war und nicht durch die gewöhnliche objektive Erziehung erlangt werden konnte. Daß sie aber richtig war, zeigt sich darin, daß seine Lehren identisch sind mit dem, was die moderne Wissenschaft zufolge induktiven Prozesses erkannt hat.

Wenn Christus die Gesetze der Seele für ihre physische Umgebung so genau kannte, wie es seine Heilungen zeigen, dann mußte er auch logischer Weise ihre Gesetze bezüglich ihrer Existenz nach dem Tode ebenso genau kennen. Doch Hudson will auch direkt zeigen, daß wir jetzt durch induktive Folgerung zu Schlüssen kommen, die gleich denen sind, die Christus aus dem von ihm verkündeten Gesetz der Unsterblichkeit zog.

Was lehrte Jesus denn? — Hudson beschränkt sich auf die Lehre von den Bedingungen der Erlösung der Seele. Wie erlangen wir nach Christi Lehre Unsterblichkeit? Durch den Glauben, ohne ihn muß die Seele vergehen. (Joh. 3, 14—16; Joh. 6, 40 u. 47; Joh. 5, 24; Joh. 11, 25 u. 36.)

Der Tod oder die Vernichtung der Seele als bewußte Wesenheit ist das notwendige Ergebnis des Unglaubens an die Unsterblichkeit. Hat die Seele durch Glauben Unsterblichkeit erlangt, so ist sie dem Gesetz von Belohnung und Bestrafung für die im Körper begangenen Taten unterworfen. (Röm. 2, 12 steht dasselbe.) Die Bedingung zur Erlangung der Unsterblichkeit ist also Glaube, die Bedingung zur Erlangung ewiger Seligkeit oder Vermeidung von Bestrafung der Sünde ist Rechtschaffenheit. Der Glauben tilgt die Sünde nicht. Christus hatte hohen Abscheu vor aller Bosheit. Man kann an Christus und die Unsterblichkeit glauben und doch schlecht sein; der Glaube kann nicht vor verdienter Strafe bewahren. Belohnung und Bestrafung im zukünftigen Leben ist auch vor Christus schon gelehrt. Das wäre nichts Neues. Damit wäre er nicht Erlöser der Welt geworden. Das Neue seiner Lehre kann nur sein, daß die Seele in Abwesenheit des Glaubens an Unsterblichkeit keine bewußte Existenz haben kann. Letzteres bedeutet dann das Wissen, daß das Ich in einem bestimmten Zustand existiert, ein Dasein mit Erkennen von Gefühlen und von geistigen Äußerungen, sonst wäre es eine rein vegetierende Existenz. Die Seele kann ihrer bewußten Existenz beraubt werden, lebenslanger Zweifel an der Existenz der Seele und Unglauben an ihre Unsterblichkeit bilden eine Suggestion, welche die Seele ihrer bewußten Existenz beraubt.

Hier liegt ein Unterschied zwischen Mensch und Tier; beide haben ein subjektives Ich; beim Tier ist es verhältnismäßig stärker entwickelt, weil es stärkere Instinkte hat. Da die objektive Vernunft schwach, die Sprache nicht vorhanden ist, so kann man dem Tier nicht die Idee der Unsterblichkeit durch Suggestion beibringen, also kann es auch keine bewußte Existenz nach dem Tode haben.

Also: Christi Sendung als Morallehrer war von untergeordneter Bedeutung, seine eigentliche Mission betraf die Lehre von der Unsterblichkeit durch den Glauben. Durch sie machte er den Menschen unsterblich, durch seine Morallehre schuf er einen Maßstab für Recht und Gerechtigkeit.

Christus fand die Philosophie in einem arg chaotischen Zustand, seine Aufgabe war, Ordnung zu schaffen und die wahre Philosophie zu verkündigen, die Be-

dingungen der Unsterblichkeit zu lehren und den Weg zum ewigen Leben zu zeigen. Er brachte die Lehre von der Unsterblichkeit in eine einfache und bestimmte und jedem verständliche Form.

Über Belohnung und Strafe sagte Christus sehr wenig. Es ist sichtlich unmöglich, die wirklichen Zustände einer geistigen Existenz den Menschen verständlich zu machen. Er konnte nur Symbole anwenden, die seinen Hörern nahe lagen. Seine Gleichnisse entnahm er dem persönlichen Leben, sie konnten natürlich nur in beschränkter Weise auf eine geistige Existenz angewandt werden. „Sein einziges Bestreben war, einen Moralkodex aufzustellen, der auf den ewigen Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit basierte, aber groß in seiner Einfachheit war und immer für die sich verändernden Bedingungen der menschlichen Gesellschaft passen sollte."

Alle materiellen Auffassungen von Himmel und Hölle sind zu verwerfen, die Bestrafung muß daher eine moralische sein und unserem Gerechtigkeitsgefühl entsprechend der Tat angemessen sein. Die wahre Lehre sucht Hudson Röm. 2, 6, daß Gott nämlich einem jeglichen nach seinen Werken geben wird. Das gehört zu Gottes Liebe, Gnade und Gerechtigkeit. Auch jeder Verletzung der physischen Gesetze folgt ja eine angemessene Strafe. Das Gesetz der Suggestion folgt also der Seele ins Jenseits: „geistiger Tod ist das unvermeidliche Resultat geistigen Unglaubens."

Hudson erklärt die Sünde gegen den Heiligen Geist, die nicht vergeben werden kann, als „die Sünde des Unglaubens und der gotteslästernden Verneinung der Seele und ihres Schöpfers, Gottes." Das folgt auch aus dem Grundgesetz der Suggestion: die nachdrückliche und fortgesetzte Verneinung der Seele muß zu einer so starken Suggestion werden, daß sie den instinktiven Glauben an ihre Existenz vernichtet und ebenso den instinktiven Wunsch nach Unsterblichkeit. Sie kann dann keine bewußte Existenz haben. Aber was wird dann aus ihr? Vielleicht wird sie wieder verkörpert, wofür es aber keine beweisenden Tatsachen gibt. Vielleicht aber ist Wiederverkörperung der Entwicklungsprozeß der Seele. Hudson glaubt, daß derselbe dann aufhört, wenn die Seele den Zustand bewußter Existenz erreicht hat. In der physischen Welt steigt die Entwicklung vom niedrigsten Tier bis zum Menschen. Dort hört er auf, um sich in der Verbesserung der menschlichen Rasse fortzusetzen. Aber auch in den niedrigsten Stufen des menschlichen Organismus schreitet der Prozeß fort, bis er die Würde einer bewußten menschlichen Seele erreicht hat. Sodann wird das Gesetz des Fortschritts die Seele ihrer letzten Bestimmung entgegenführen, weitere Wiederverkörperungen scheinen nun unnötig, wenn die Seele Kraft und Stärke einer bewußten selbstexistierenden Wesenheit erlangt hat.

Die Seele ist der Sitz der Gemütsbewegungen, daher kann sie durch solche belohnt und bestraft werden; sie hat die innere Kraft, die Gesetze der Natur und und Gottes zu erkennen. Wenn sie daher vom Körper befreit ist, so kann sie den Wert jeder guten Tat und die Schande jeder schlechten ebenso genau bestimmen wie Gott. In dem kennen wir ihr vollkommenes Erinnerungsvermögen.

Diesen unseren Kenntnissen entsprechend müssen Bestrafung und Belohnung der Seele angemessen sei. Sie ist eine Wesenheit, fähig, alle menschlichen Gefühle wie Freude, Kummer, Liebe, Freundschaft zu empfinden, Recht und Unrecht zu er-

kennen, also mit einem außerordentlich lebendigen und tätigen Gewissen, mit einem vollkommenen Gedächtnis, das jede gute und schlechte Tat des ganzen Erdenlebens wie ein großes Panorama vor sich sieht. Die größte Belohnung ist dann aber das Bewußtsein eines wohlangewandten Lebens, die größte Strafe die Gewissensbisse eines verbrecherischen Lebens. So wird nach unveränderlichem Gesetz Strafe und Belohnung genau und angemessen ausgeteilt.

So läßt sich auch die Wahrheit der Lehre Christi wissenschaftlich dartun. Daher hat das Christentum vor den anderen Religionssystemen eine gesunde wissenschaftliche Basis voraus.

* * *

Hudson behandelt dann noch in einem Schlußkapitel einige andere Eigenschaften und Kräfte der Seele, so die Frage der geistigen Identität. Bleibt dieselbe nach dem Tode oder geht sie in die Gottheit auf? Wäre das nicht für viele Menschen so viel wie Vernichtung? Hudson glaubt Beweise genug dafür zu haben, daß die Seele ihre Wesenheit behält, eher noch verstärkt. Die Identität wird durch Bewußtsein und Gedächtnis beibehalten. Nun muß doch wohl die Seele ihr vollkommenes Gedächtnis zu irgend einem Zweck erhalten haben, auch gehört es nicht diesem Leben an, da wir es hier nur unter abnormen Verhältnissen beobachten, also muß es dem zukünftigen Leben angehören. Hier hat es keinen Zweck, für unsere irdische Existenz genügt das objektive Gedächtnis durchaus. Also muß das subjektive Gedächtnis sicherlich dazu da sein, der Seele ihre Identität zu erhalten. Angemessene und gerechte Belohnung und Strafe ist auch nur bei bewußter Erinnerung an das Erdenleben denkbar.

Wichtig ist auch die Frage nach dem Gewissen. Manche nehmen an, dasselbe sei angeboren und instinktiv, andere halten es für das Ergebnis von Erfahrung und Erziehung. Wenn die ewigen Prinzipien von Recht und Unrecht ein Teil der unveränderlichen Gesetze Gottes sind, so muß die Seele unter günstigen Bedingungen von ihnen Kenntnis haben, diese können im körperlichen Leben da sein oder nicht (feines und abgestumpftes Gewissen), nach dem Tode sind sie sicher vorhanden, und die Seele erkennt dann alle Naturgesetze. Solange sie den Körper bewohnt, ist sie der objektiven Suggestion unterworfen und hängt damit von Erziehung und Erfahrung ab, die verschieden sein können.

Endlich bespricht Hudson die Gottesverehrung. Wegen ihrer weiten Verbreitung muß jedes philosophische System sie in Betracht ziehen. Ihre abnorme Erscheinung wird wohl verächtlich als „Gefühlsreligion" bezeichnet; man erklärt sie wohl durch mesmerische Einwirkung der Priester, es sind abnorme ekstatische Zustände, die mit wahrer Religion nichts zu tun haben; es kommen dabei Katalepsie und Trance vor wie bei Hypnose. Diese abnormen Erscheinungen des Gefühls sind tatsächlich denselben Gesetzen unterworfen wie andere subjektive Phänomene, so auch die Suggestion, die es also auch wohl ist, was hier solche krankhafte Zustände hervorruft. Das Gefühl selbst braucht aber deshalb nicht abnorm zu sein, denn jedes

Gefühl kann abnorme Erscheinungen hervorrufen, wenn es nicht von der Vernunft beherrscht ist.

So ist denn auch der normale Ausdruck der Gottesverehrung gesund und erhebend. Das Gefühl irdischer Liebe bringt uns in harmonische Beziehung zu unseren Mitmenschen, der normale Ausdruck der Gottesverehrung ist solche harmonische Beziehung zu unserem Schöpfer. Jeder Mensch, vom Fetischanbeter bis zum Christen, steht im Gefühl der Furcht und Verehrung vor einer höheren, außer ihm befindlichen Macht, die sein Geschick bestimmen kann; dieses Gefühl wird höher und stärker im Verhältnis zur Intelligenz. Das Gefühl der Gottesverehrung beweist nun nach Hudson das Dasein eines höchsten Wesens. Er schließt so: 1) Die zärtlichen Gefühle sind allgemeine Eigenschaften der normal entwickelten menschlichen Seele. 2) Keine zärtlichen Gefühle können in einer normal entwickelten Seele existieren, ohne daß ein Gegenstand der Zuneigung vorhanden wäre, der dieselben erwidern kann. So setzt das Gefühl religiöser Verehrung das Dasein eines verehrungswürdigen Gegenstandes voraus, der des wechselseitigen Gefühls fähig ist. So wird das Dasein eines Gottes der Liebe gezeigt. Das Gefühl von Gottesverehrung ist das Zeichen kindlicher Zuneigung, welche unsere göttliche Abstammung, die allgemeine Brüderschaft der Menschen und die Vaterschaft Gottes beweist: „Du hast uns zu dir geschaffen und unsere Herzen können nur in dir Ruhe finden.“

* * *

Soweit Hudson.

Mancher wird wohl gerade bei diesen letzteren Erörterungen sein Fragezeichen machen. So wird man wohl in Hudsons Beurteilung des Werkes Christi dies und das vermissen oder anders wünschen. Ich will hier nicht erörtern, in wieweit seine Anschauung berechtigt ist, das ist Sache des Theologen. Und vielleicht findet sich noch einmal einer, der in diesen Blättern seine Gedanken darüber zum Ausdruck bringt. Mir kam es darauf an, einen objektiven Bericht über Hudsons Psychologie zu bieten und zu zeigen, wie Hudson versucht, durch sie manche schwierigen Fragen zu lösen.

Ich bin, ohne ihm überall zuzustimmen, der Überzeugung, daß diese Psychologie sehr bedeutsame Gedanken enthält und daß sie die Grundlage einer sehr wirksamen christlichen Seelenlehre werden könnte. Wie anregend aber diese Gedanken sind, das zeigen mir zahlreiche Zuschriften infolge meiner Berichte. Vielleicht lösen sie noch für den neuen Jahrgang einige interessante Diskussionen aus. E. Dennert.

— ▪▪ —

Nimm das Gebet aus der Welt und es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit Gott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem Vater stumm gemacht.

Th. Fechner.



Eine naturwissenschaftliche Predigt über die Mission des Christentums.

Haeckels „Welträtsel", das ist das Handbuch der halb- und ungebildeten Leute unserer Zeit, auf welches sie schwören, wenn sie behaupten, die Naturwissenschaft sei eine Feindin der Religion. Aber diese Ansicht ist durchaus verkehrt. Die Naturwissenschaft hat, wie der Name sagt, in der Natur ihr bestimmtes Gebiet, über welches sie nicht hinausgehen darf. Und die Religion hat auch ihr bestimmtes Gebiet, auf welches sie sich beschränken muß. So kann z. B. die Naturwissenschaft nichts über Gott, die Religion nichts über die Entwicklung der Erde aussagen. Feindschaft zwischen beiden entsteht nur, wenn eins oder das andere die Grenzen seines Gebiets überschreitet, was allerdings öfter vorgekommen ist und zu dem Gerede von dem Konflikt zwischen Naturwissenschaft und Religion Anlaß gegeben hat. Daß vielmehr beide in gutem Verhältnis zueinander stehen können, beweist das Beispiel des großen Naturfreunds und unseres Religionsstifters Christus, welcher die Natur als ein großes Bilderbuch ansah, den Menschen damit die göttlichen Wahrheiten des Christentums zu veranschaulichen, sowie die in Prof. Dr. Dennerts Buch „Die Religion der Naturforscher" nachgewiesene Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der großen Naturforscher bis auf unsere Zeit Freunde der Religion sind. Und wie oft bestätigt und erklärt die Naturwissenschaft dem Christen seine Religion? Ich will das hier an einem Beispiel zeigen. Ein bedeutender Naturforscher unserer Zeit hat den Satz ausgesprochen: „Das ganze Erdenleben ist Arbeit der Sonne." Er will damit sagen, die Kraft des Wassers und Windes, die Kräfte der Maschinen, einerlei, wodurch sie bewegt werden, ja auch die Kräfte der Menschen und Tiere sind schließlich nichts anderes als Wirkung des Sonnenlichts. Die Sonne bewirkt nämlich durch ihre Strahlen Wärme und diese wieder Bewegung. Das ist ein Naturgesetz, welches feststeht in der Welt. In ähnlicher Weise läßt sich auch alle Kraft im Reiche Gottes auf eine einzige Urkraft zurückführen, welche der Prophet Maleachi die Sonne der Gerechtigkeit nennt, von der der Apostel Paulus sagt: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht. Man kann also auch sagen, alles Christenleben ist Arbeit der Gnadensonne, von welcher Paul Gerhardt singt: Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ. Das ist ein Naturgesetz in der Geisteswelt. Von Christus, der sich das Licht der Welt nennt, gehen nämlich Strahlen aus, die in höherem Sinne als die Xstrahlen alles durchleuchten. Diese Christusstrahlen besitzen aber auch die Fähigkeit, das Menschenherz zuerst zu erwärmen und dann in Bewegung zu bringen für die Sache Gottes, daß es in Gedanken, Worten und Werken lebendig wird für die große und kleine Arbeit des Reiches Gottes. Die allergrößte Reichsgottesarbeit aber, die es gibt, ist die Mission. Sie fordert vor allen Dingen ein warmes Herz und eine tätige Hand, da sie das Herz des Christentums ist. Von ihr soll hier an der Hand des Bibelworts Apostg. 26, 13—18 die Rede sein. Es ist ein Stück aus Pauli Verteidigungsrede im Prunksaal von Cäsarea vor dem König Agrippa. Er erzählt darin von zwei wichtigen

Wendepunkten seines Lebens, wie der Herr ihn vor Damaskus bekehrt und im Tempel zu Jerusalem zu seinem Apostel bestellt. Ich glaube daher, dem Bibelwort und meiner Aufgabe am besten gerecht zu werden, wenn ich den weiteren Ausführungen die Überschrift gebe:

Das Missionsgesetz im Reiche Gottes: alles Christenleben ist Arbeit der Gnadensonne.

Es enthält zwei Paragraphen: 1. Ihr Licht wirkt zuerst Wärme; darum innerste Mission! 2. Die Wärme wandelt sich sodann in Bewegung; darum innere und äußere Mission!

Wie schön ist es doch, wenn wir Weihnachten im Hause oder Gotteshause Luthers kindlich frommes Lied mit fröhlichem Herzen singen: „Das ew'ge Licht geht da herein, es gibt der Welt 'nen neuen Schein!" Aber wenn wir uns umsehen in der Welt, auch nur in der christlichen, ganz zu schweigen von der heidnischen, so merken wir bald, daß sie noch lange kein Lichtreich ist. Hie und da finden sich nur größere und kleinere Lichtherde, welche die Finsternis spärlich erleuchten. In unserer Gemeinde sogut wie in allen andern, die den hohen Christennamen tragen, ist nicht lauter Licht und Leben, sondern auch viel Schatten und Tod. Wir wollen hier nicht darüber klagen, so beklagenswert das auch ist, sondern lieber fragen: woran liegt das? Nun, die himmlische Gnadensonne, welche jahraus jahrein über Gerechte und Ungerechte scheint, trägt keine Schuld. Wohl aber die Menschen, welche, obgleich sie es selbst nicht können, nach ihrem eigenen Geständnis: Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet, wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet; ihr sündendunkles Herz doch nicht erleuchten lassen wollen vom Himmelslicht, wie schon Johannes sagt: Das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternisse haben es nicht begriffen. Und doch ist es durchaus nötig, daß die Menschen die Strahlen des Himmelslichts auf sich wirken lassen nach Tersteegens schönem Wort: Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten. Denn das Licht der Menschen ist nach Johannes zugleich ihr Leben. Man kann dafür auch sagen mit einem naturwissenschaftlichen Ausdruck: alles Christenleben ist Arbeit der Gnadensonne. Wie das Sonnenlicht in der Pflanze die Blume entfaltet, so weckt die Seelensonne im Menschen das geistliche Leben. Diese Tatsache bezeugt Paulus durch die Geschichte seiner Bekehrung. Auf dem Grab der Friederike Brion zu Sesenheim, jener jungen Freundin Goethes, steht der Vers: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so groß, daß er Unsterblichkeit ihr lieh." Mit mehr Recht und innerer Wahrheit könnte man über das Leben Pauli das Wort schreiben: ein Strahl der Gnadensonne fiel auf ihn, so groß, daß ihm Unsterblichkeit verliehn. Denn er ist durch den Lichtglanz der himmlischen Gnadensonne, der ihn vor Damaskus umleuchtete, aus der Finsternis zum Licht, aus dem Tode zum Leben gekommen. Der Morgenstern, wie sie Petrus einmal nennt, welcher in jener über sein ganzes Leben entscheidenden Stunde in ihm aufging, hat sein Herz warm und lebendig gemacht in Liebe, daß er aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Feind ein Freund Christi wurde. Ich gehe hier nicht weiter ein auf Einzelheiten seines großen Erlebnisses

welches ihm so wichtig war, daß er oft davon redete. Wir wollen lieber bei der Tatsache stehen bleiben, daß das Licht der Gnadensonne in jener Geburtsstunde neuen Lebens vor den Toren von Damaskus sein Herz warm gemacht hat für den Herrn. Ist das, was wir von Paulus hören, eine vereinzelte Erscheinung in der Geschichte der christlichen Religion? Keineswegs. Es lassen sich aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung viele große Männer als Beispiele anführen für die Wahrheit des Satzes: Das Licht der göttlichen Gnadensonne wirkt religiöse Wärme im menschlichen Herzen. Und nicht nur die großen religiösen Naturen wie Augustin, Luther usw. haben diese Erfahrung gemacht, sondern auch unzählige kleine Geister, schlichte Männer, einfache Frauen aus dem Volk, deren Namen unbekannt geblieben sind, haben das gleiche erlebt. Denn daß das Licht der göttlichen Gnadensonne religiöse Wärme im menschlichen Herzen wirkt, ist ein allgemeines Missionsgesetz im Reiche Gottes, welches auf jeden Menschen seine Anwendung findet, der nicht durch Widerstreben gegen die göttliche Gnade sich in den Schatten stellt und eine Ausnahme davon macht. Deshalb tritt auch an die Christen von heute die Frage heran: Hat das Licht der himmlischen Gnadensonne unser Herz schon warm gemacht für den Herrn? Geleuchtet hat sie jedem schon mannigfaltig. Zuerst bei der Taufe, dann in der christlichen Erziehung durch die Eltern, weiter bei der Konfirmation, endlich in den Freuden und Leiden des Lebens. Daran hat das Trinitatisfest wieder erinnert, welches Anlaß gibt, auszuführen, wie freundlich das himmlische Dreigestirn, so hat man schön die Dreieinigkeit bezeichnet, im dunkeln Erdenleben leuchtet. Aber haben wir, seitdem wir geistig dazu imstande waren, unser Herz weit aufgetan in aufrichtigem Vertrauen, in ernstlichen Umkehrentschlüssen alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, daß die göttlichen Gnadenstrahlen Licht und Wärme verbreitend uns durchfluten konnten? Und tun wir es vor allen Dingen noch jeden Tag? Das sind die Aufgaben, welche das Wort innerste Mission nennt und den Christen täglich und reichlich stellt. Nur wer jeden Tag seines Lebens, den ihm Gott schenkt, an sich selbst missioniert in bußfertigem Glauben, mit den gottverordneten Gnadenmitteln Gebet und Gottes Wort an sich korrigiert und den inwendigen Menschen verbessert, wird die Wirkungen des göttlichen Gnadenlichts spüren, daß sein Herz in Liebe warm wird. Wohl uns, wenn wir das tun! Dann werden wir noch eine andere schöne Erfahrung machen.

Ich drückte es zu Anfang so aus: die Wärme wandelt sich in Bewegung. Das ist ein bekanntes Naturgesetz, dessen Wahrheit wir jeden Tag vielfältig beobachten können. Ich wähle das nächstliegende Beispiel. Wenn die Mutter morgens Kaffee kocht, so können schon die Kinder sehen, daß die Wärme des Feuers, welche sich dem Wasser mitteilt, dasselbe in Bewegung setzt. So ist es auch ein Naturgesetz in der Geisteswelt, daß die Herzen, welche von dem Feuer der himmlischen Liebe erwärmt sind, sich bewegen und tätig sein müssen für Gottes Sache. Als klassisches Beispiel für die Wahrheit dieses Missionsgesetzes im Reich Gottes kann uns wieder Paulus dienen. Der Herr hat ihm im Tempel zu Jerusalem nach seinem eigenen Bericht, Apostg. 22, den großen Missionsbefehl gegeben: ich will dich fern unter die Heiden senden. Auch in unserem Bibelwort erzählt er von dem göttlichen

Missionsauftrag, der ihn unter Juden und Heiden sendet, aufzutun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht, Vergebung der Sünden und das selige Erbe durch den Glauben an Jesum empfangen. Es ist also nach dem erwähnten Gesetz durchaus natürlich und selbstverständlich, daß auf seine Bekehrung seine apostolische Missionsarbeit folgt. Seitdem sein Herz warm geworden ist durch die göttlichen Liebesstrahlen, kann er nicht mehr untätig sein. Sein liebewarmes Herz bewegt der große Missionsgedanke, Licht und Leben zu bringen seinen Mitmenschen im Judentum und Heidentum. Daß sie auch einen Anstoß zu ewiger Bewegung empfangen, dafür ist er fortan in lebendigster Bewegung. Darum verdient er mit Recht den Ehrennamen eines Vaters der Mission. Wie oft und wie weit hat sich dieser König unter den Missionaren, wir kennen ja seine Missionsreisen, in der alten Welt bewegt! Das Missionsgesetz, dessen Wahrheit er an seiner Person erfahren, die Wärme wandelt sich in Bewegung, bestimmt ihn auch, als er ein Gebundener Christi in Ketten vor dem römischen und jüdischen Machthaber in Cäsareas Prunksaal von dem Durchbrecher aller Bande Zeugnis ablegt, bis er endlich in der heidnischen Welthauptstadt Rom sein Missionarsleben ohnegleichen endet.

Und nun frage ich wieder, ist das, was wir von Paulus im Punkt der Mission hören, eine vereinzelte Erscheinung in der Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion? Keineswegs. Es lassen sich aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung viele Beispiele anführen für die Wahrheit des Missionsgesetzes im Reiche Gottes. Die religiöse Wärme im menschlichen Herzen wandelt sich in Bewegung; Paulus hat bis auf unsere Zeit viele Nachfolger gehabt, aus allerlei Volk hoch und niedrig, arm und und reich, die in Erkenntnis der vollüberwindenden Missio[n] des Christentums Herzen, Mund und Hände bewegt haben zur Ausbreitung de[s] Reiches Gottes auf Erden. Alle diese mannigfaltige Arbeit faßt man neuerding[s] zusammen in dem Sammelnamen Mission, indem man von innerer und äußere[r] Mission redet. Es gehört mit zur allgemeinen Bildung in unserer Zeit, die Geschicht[e] der christlichen Mission wenigstens in ihren Hauptsachen zu kennen. Die ungeheu[re] Unwissenheit, welche in vielen Kreisen der Christenheit über sie herrscht, suchen zwe[i] Bücher zu beiseitigen. Das eine heißt: „Was jedermann heute von der Innere[n] Mission wissen muß," das andere: „Was jeder heute von der Äußeren Missio[n] wissen muß". Die sollte jeder Christ gelesen haben. Das ist eine bessere Lektü[re] als die oft so gehaltlosen Romane. Es ist doch im höchsten Grade wissenswer[t], wieviel Kräfte der Inneren Mission sich in liebevollster, uneigennützigster Arbe[it] regen und bewegen um die Christen, welche abgefallen sind, oder in Gefahr steh[en] abzufallen. Die ganze große Segensarbeit der Inneren Mission, welche als barm[-] herziger Samariter allen Elenden und Verzweifelten in tausenderlei Weise zu helf[en] sucht, ist ja nichts anderes als in Bewegung gesetzte Wärme der christlichen Lieb[e]. Und nicht minder wichtig ist die Arbeit der Äußeren Mission, welche sich durch a[lle] fünf Erdteile bewegt, weil sie als ein wiedererstandener Paulus sich als Schuldn[er] aller Menschen fühlt, ihnen das Licht der göttlichen Gnadensonne zu bringen, dam[it] Juden, Heiden und Mohammedaner im Lichte wandeln. Von der Segensarb[eit] der Äußeren Mission gilt ein gleiches wie von der Inneren, sie ist nichts ander[es]

ls in Bewegung gesetzte Wärme der christlichen Liebe. Ich will hier keine Einzel-
eiten aus der Reichsgottesarbeit der Mission bringen, sondern lieber die Frage
ellen: Haben wir uns schon in Bewegung gesetzt für die Mission, sind wir Missions-
reunde? Das ist der unbedingt nötige Beweis und zugleich ein Gradmesser für
bendiges Christentum. Fehlt uns der Missionssinn, so ist das ein bedenkliches
eichen für die religiöse Wärme unseres Herzens, die sich naturgemäß in Bewegung
um besten des Reiches Gottes wandelt nach dem erwähnten Missionsgesetz.
Vir können nicht alle Berufsarbeiter in der Mission sein, aber arbeiten für
e kann nicht nur, sondern soll auch jeder Christ mit seinen Gebeten und Gaben.
Vir genießen täglich den warmen Sonnenschein der göttlichen Liebesstrahlen. Müssen
e uns nicht bewegen, Herz und Hand zu Gebet und Gaben zu regen, daß die Be-
egung unter den Nichtchristen, deren Verlangen nach dem Christentum sich oft in
greifender Weise regt, durch reiche Mittel immer mehr gefördert wird?

Das Bibelwort, welches uns zur Missionsarbeit rief zu Ehren des Missions-
önigs Christus und zum Besten der Menschen, ist ein Teil der Rede, welche Paulus
n Prunksaal des römischen Statthalterpalastes zu Cäsarea vor dem heidnischen
andpfleger und dem jüdischen König gehalten hat. Ich bin im heiligen Lande an
er Stätte dieser einst bedeutendsten Stadt Palästinas vorübergekommen, die jetzt
nem großen, wüsten Kirchhof menschlicher Pracht und irdischer Herrlichkeit gleicht.
ein Stein der glänzenden Stadt am blauen Mittelländischen Meer ist auf dem
ndern geblieben, ihre Bewohner sind längst gestorben, und unter den Trümmern,
e zum Teil für den Bau anderer Städte benutzt sind, hausen einige zerlumpte,
rmselige Bosniakenfamilien. Von dem stattlichen Palast mit seinem Prunksaal ist
lbst die Lage nicht mehr zu ermitteln. In merkwürdigem Gegensatz zu diesem weh-
ütigen Denkmal einstiger menschlicher Größe ist jedes Wort Pauli, welches er in
em von der Erde verschwundenen Prunksaal redete, uns aufbehalten. Und unwill-
ürlich erinnerten mich die traurigen Ruinen Cäsareas an das Wort Petri, der auch
er weilte: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des
rases Blume. Das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen; aber des Herrn
Vort bleibt in Ewigkeit. Sein Wort hat uns aber auch die Mission ausdrücklich
Matthäi am letzten zur Pflicht gemacht, welche sich übrigens auch aus dem Wesen
es Christentums ergibt, wie uns die Naturwissenschaft schön veranschaulicht.

„Es kann nicht Ruhe werden, Bis Jesu Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden, Zu seinen Füßen liegt.“

A. Reuter.

▫ ▫

Hab Achtung vor dem Menschenbild
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Fr. Hebbel.

▫ ▫

Ein viehloser Betrieb aus dem 18. Jahrhundert.

Es war in dem Jahrhundert der Aufklärung, daß ein französischer Gelehrter, der lange in Paris gelebt und dort den Kreisen der Enzyklopädisten nahegestanden hatte, von einem weitläufigen Vetter ein Landgut ererbte und dessen Verwaltung selbst in die Hände nahm. Praktische landwirtschaftliche Kenntnisse hatte er als richtiges Stadtkind gar keine. — Aber das Landleben lockte ihn als Gegensatz zu städtischen Genüssen, in denen er beinahe bis zum Punkt der völligen Blasiertheit vorgerückt war, und so schickte er auch den Intendanten weg, der die Aufsicht bisher geführt, zum Teil weil er Übles über dessen Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit in Erfahrung gebracht, zum Teil weil er auf seine Bücher vertrauend das alles wenigstens ebenso gut machen zu können glaubte als die Praktiker mit ihrem engen Gesichtskreis. Wußte er doch als ein treuer Anhänger Turgots, was Physiokratie war und welche Bedeutung diesem Begriff dem Colbert'schen Handelssysteme gegenüber innewohnte.

Es war natürlich im Frühling, daß der glückliche Erbe auf die neue Besitzung hinauszog, und da es ein Jahr war, in dem die Natur zeitig erwachte, so war e[r] anfangs mit der Lebensänderung sehr einverstanden, zumal er mit dem Oberknecht verabredet hatte, daß in diesem Jahre alles beim alten bleiben sollte, ihm also da[s] Eingreifen in die Wirtschaftspläne vorläufig nicht viel Sorge machte. — Er wurde ganz seinen Pariser Gepflogenheiten zum Trotze, bald ein Frühaufsteher, macht[e] morgens einen Gang durch seine Besitzungen und die angrenzenden Wälder, aß frü[h] und füllte die Abende mit seinen Studien, zu denen er noch reichlich Stoff aus de[r] Metropole der Intelligenz mit sich geführt hatte, und fiel infolge des reichlichen un[d] ungewohnten Luftgenusses so frühzeitig in Schlaf, daß er bald seinen Parise[r] Freunden schreiben konnte: mit den Hühnern auf und mit ihnen zu Bett, gerad[e] umgekehrt wie ihn Paris, wo ihn oft der erste Schrei eines einsamen Stadtbahn[...] gerade beim Einschlummern überrascht und noch einmal aufgeweckt hatte. —

Bald kamen nun aber auch die Zeiten der ländlichen Frühjahrsgerüche. Dünge[r]fahren und Düngerbreiten wurde von den Knechten und leibeigenen Bauern geü[bt] zur Vorbereitung der Aussaat des Sommergetreides und des Flachses. Dadur[ch] wurde unserem Stadtkinde nun mancher Spaziergang verdorben; denn, wenn de[r]gleichen Gerüche auch in der Stadt nicht unbekannt waren, so suchte man sie do[rt] doch auf die geheimsten Plätze, die man im übrigen meiden konnte, zu beschränke[n] oder sie wurden durch allerlei andere und zum Teil lieblichere Beimengungen u[n]kennbar gemacht und aufgelöst in die allgemeine städtische Atmosphäre, die wo[hl] dumpf, aber doch nicht eigentlich ekelhaft war. Hier aber bekam er die volle Ladu[ng] ins Gesicht und dazu auf seinem eigenen Grund und Boden. Das war unerträglic[h] zumal für einen Mann des Fortschritts oder, wie man es damals nannte, der Au[f]klärung.

Also wurde natürlich der Oberknecht gerufen und mit ihm beraten, wie d[as] Übel abgestellt werden könne. Der erklärte aber einfach, daß der Dünger notwend[ig]

i, und daß man eben nur mit Mist düngen könne, und was den Gestank angehe, rieche gar nicht aller Mist so schlecht; das hinge davon ab, wie man füttere und b man die Tiere gut behandle. Er verstände es, einen Mist zu machen, auf dem gerne die ganze Nacht schlafen wolle, so wenig unwohlriechend sei derselbe. Aber er Nachbar, der Racker, der verkaufe das Stroh und mache Mist mit Baumblättern, nd der stinke, mit Respekt zu vermelden, dann gottserbärmlich. Und dann wurden iesem Nachbar noch andere Schandtaten nachgesagt, und die Rede endete immer in em Schlußakkord, ja, Mist, der gehe über die List.

Das verdroß unseren Gelehrten und er suchte in seinen Büchern, ob er nicht bhilfe finden könne gegen diese üblen Gerüche, die ihm nicht bloß Stall und Bauern-of, sondern auch die Spaziergänge über die Fluren seiner eigenen Felder verleideten, nd ja wohl, da glaubte er es gefunden zu haben. Van Helmont, ein brabantischer elehrter, hatte schon vor beinahe hundert Jahren erwiesen durch genaues Wägen ines Weidenzweiges in verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung, die Pflanze er-ähre sich nicht wesentlich aus dem Boden oder wenigstens nur aus dem Wasser, omit man denselben begoß. Wasser und Luft waren die Bestandteile, aus denen ie ihren Leib baute, auch ihre feuerfesten Bestandteile. Denn die Erde, darin der Zweig wuchs, war vor und nach dem Wachstum des Zweiges gleich schwer geblieben. lso da hatte man es ja schwarz auf weiß, der garstige Dünger war keine not-vendige Nahrung für die Pflanze, sondern höchstens ein Reiz, den man vermutlich uch durch andere Reize würde ersetzen können. Der Wald, wohin der Gelehrte etzt notgedrungen seine Spaziergänge lenkte, bewies es ja zum Überflusse. Der Wald war ja noch viel pflanzenreicher als das bebaute Feld und trotzdem erhielt er einen Dünger. Und wie sollten nun gar die Pflanzen sich ernährt haben zu einer Zeit, wo noch keine oder erst ganz wenige viehzüchtende Menschen waren, in jenem dyllischen Urzustande, nach dem die Pläne Rousseaus, der gerade in Mode ge-ommen, wieder zurückbegehrten? Dünger war also etwas wie andere Spuren des Verderbs in einer überlebten Kultur, wie die Hexenprozesse, die man noch vor wenigen Jahrzehnten erlebt hatte, wie die Teufeleien der Priester, mit denen Voltaire soeben en Kampf angebunden hatte, ein Notbehelf in einer Zeit allgemeiner Degeneration, ie sich auf die ganze Lebewelt erstreckte, vielleicht nur ein Vorurteil der Konvention nd der sklavischen Überlieferung. Er wollte als aufgeklärter und energischer Mann er unsauberen Wirtschaft ein Ende machen, zunächst beweisen, daß es ohne Dünger ginge.

Da mußte nun der Rechenstift heran, und in den Grundsätzen der Buchhaltung war er wohl bewandert. Klar war ja von vorneherein, daß mit dem Miste die ganze Viehhaltung fallen mußte, und die Viehhaltung war doch ein Teil der Land-wirtschaft und zwar ein wesentlicher. Es fiel mit einem Schlage die ganze Fleisch- und Milchproduktion, und da war denn schwierig zu kalkulieren, ob diese eine Rechnung gab, da eben die Ackerwirtschaft wieder die Futterstoffe für das Vieh liefern mußte. Er rechnete und rechnete, aber mit den allerwidersprechendsten Resultaten, je nachdem er das Heu von den Wiesen zu einem höheren oder niederen Preise dem Stalle und der Viehhaltung zur Last schrieb. Doch machten zwei Umstände ihm Mut, trotz

dieser zweifelhaften rechnerischen Resultate auf seinen Ideen zu beharren. Der eine war der Seufzer einiger benachbarten Gutsherrn, die geradezu die Viehhaltung als ein notwendiges Übel der Landwirtschaft bezeichneten, die nur durch die unumgängliche Mistmacherei sich rechtfertigen ließe. Nun notwendige Übel gab es für einen gelehrigen Schüler von Jean Jaques nicht; dann lag die Notwendigkeit nur in der Kurzsichtigkeit des menschlichen Verstandes, und in dem Jahrhundert der Aufklärung mußte sie verschwinden in den Abgrund, wo hinein schon so viele mittelalterliche Vorurteile verschwunden waren.

Der andere Umstand aber war die Rückkehr der blasierten Menschheit ebenfalls unter der Führung des Genfer Naturapostels zur einfachen Lebensweise, die ja in der Tat eine Art von Vorstufe war zu dem 100 Jahre später auftauchenden Vegetarismus, und wofür auch unser Gelehrter, der sich bei der Pariser Lebensweise nebst einigen anderen Organen auch den Magen gründlich verdorben hatte, eine instinktive Neigung empfand. Fiel auch das Fleisch weg, so konnte man ja von Gemüsen und Gebäck und von Landwein leben, und diese waren ja immer noch ohne eigentliche Stallwirtschaft zu haben; dann und wann etwas Hofgeflügel und die Jagdbeute, die zudem den großen Vorteil hatte, erst dem Körper eine gehörige Bewegung zugemutet zu haben, ehe sie die Leckerbissen gab, und so dafür bürgte, daß zwischen Arbeit und Genuß ein natürliches Verhältnis obwaltete, ein natürlicheres wenigstens als bei der schwelgerischen städtischen Lebensweise.

Vor allem aber war die säuberliche Scheidung von Ackerwirtschaft und Viehwirtschaft in die zwei Teile, die von Natur offenbar gar nichts miteinander gemein hatten, schon von hoher Bedeutung zur Klärung der Begriffe über diesen höchst verzwickten Betrieb, in dessen wirtschaftliche Bedeutung niemand eine klare Einsicht hatte. Mochte dann auch für die Viehhaltung eine Existenzberechtigung zurückbleiben, nun wohl, dann sollte sich mit ihr befassen, wer da wollte, wie es jedem frei stand Metzger zu werden oder gar Schinder. Sein Geschmack war es nun einmal nicht, weder das eine noch das andere. Mochten dann die Viehzüchter ihr Heu kaufen wie die Kutscher in der Stadt oder wie der Bäcker das Getreide kauft, um Brot daraus zu erzeugen.

Also Abschaffung des Stalls und Einführung des viehlosen Ackerbaus, so hieß die Losung, die sich unser Gelehrter erwählte. Die Ackergewächse mußten auch ohne Dünger wachsen, in der Natur taten die Pflanzen dies ja auch. Das Kopfschütteln des Oberknechts half nichts. Das Vieh wurde im Laufe des Jahres verkauft, den Ställen wurden auf der Südseite große Glasfenster eingesetzt und, nachdem sie einer gründlichen Säuberung unterzogen worden, zu Orangerien eingerichtet. Die Miststätten wurden abgeräumt und der Platz zur Abhaltung der englischen Spiele, die eben nach Frankreich ihren Einzug hielten, hergerichtet; und im nächsten Jahre wurde Weizen und Flachs ohne Dünger gesät, von dem die Winterfrucht den letzten Rest für sich in Anspruch genommen. — Und merkwürdigerweise, der tolle Versuch gelang über Erwarten. Es war ein fruchtbares, feuchtes und doch sonniges Jahr, und vergnügt wies unser Neuerer auf seine nicht gedüngten Felder, die einen besseren Stand zeigten als die der meisten Nachbarn, wo, getrieben durch die Düngung und d

feuchte Hitze, ein mastiges Gewächs emporwuchs, das nach dem ersten Gewitter umfiel und große Neigung zeigte, schon vor der Reife zu verfaulen.

Da kannte nun das Triumphgeschrei des glücklichen Neuerers keine Grenzen mehr. Er veranstaltete Zusammenkünfte der Herren seiner Bekanntschaft auf seinen Feldern und schrieb Artikel in die „Magazine“, damals die einzige Gelegenheit, technische Dinge vor einem breiteren Publikum öffentlich zu besprechen.

Und einige Jahre selbst dauerte der Rausch, bis erst ganz nach und nach die Ernten nachließen. Im dritten Jahre herrschte große Trockenheit, da war auf einmal die Ernte ganz klein, nur halb so groß als auf den umliegenden Gütern, auf denen noch nach der alten Weise gewirtschaftet wurde. Anfangs wurde das noch durch seine Parteilichkeit mit den minder günstigen Witterungsumständen in diesen Jahren zu erklären versucht, bis nach einer Reihe von Jahren der Bankerott der Theorie klar zu Tage lag. Da hatten die Knechte gute Tage in der Ernte; denn sie hatten nur halbe Arbeit und ihren Unterhalt mußte der Herr gewähren. Die Leibeigenen aber, die nun selbst einem Winter voll Hunger und Sorge entgegensahen, rotteten sich zusammen, zumal da es überdies in dem Lande gärte, in welchem man mit raschen Schritten der großen Revolution entgegenging. Der Gutsherr nahm aber wieder und wieder seinen Rechenstift und fand, daß die geringe Ernte den gemachten Aufwand an Arbeit und Saatgut kaum mehr wert war. Kurz, der zu Anfang so günstig beurteilte Versuch war gescheitert. Dies näher zu beschreiben hat für uns kein Interesse, indem es uns vielmehr nur darum zu tun war, an einem in die Augen springenden und dazu historisch gesicherten Beispiele nachzuweisen, wie ja niemals eine etwas verwickeltere Erscheinung durch einen einzigen Versuch in ihren Existenzbedingungen zu erörtern ist, wie dazu immer Reihen von Erfahrungen, im vorliegenden Falle ganze Folgen von Generationen von Feldfrüchten dazu notwendig sind, um die Abhängigkeiten klar zu übersehen.

Ich meine, daß Nutzanwendungen sehr auf der Hand liegen, aber es würde so geschmacklos sein, wie die „Moral“ eines alten Lehrgedichtes, diese Folgerungen dem Leser selber unter die Nase zu reiben, da wir Neueren vielmehr bei jedem Leser gesunde Sinne voraussetzen, um sich selbst abzuleiten, was mit Sicherheit aus so einem Geschichtchen abzuleiten ist. Adolf Mayer.

Gott lieben heißt seine Gebote gerne tun; den Nächsten lieben heißt alle Pflichten gegen ihn gerne ausüben. J. Kant.

Christlicher Idealismus und Realismus.

Die Verknüpfung des menschheitlichen Idealismus mit einem menschheitlichen Realismus hat allein das Christentum aufzuweisen. Die Ideen der Menschheit, des Menschenadels, des Menschenrechts, der an sich seienden Gleichheit aller Menschen,

der Menschenliebe u. dergl. sind Entdeckungen, welche nur dem Evangelium Jesu Christi zu verdanken sind. Ja, das Christentum faßt die Menschennatur in einer Idealität auf, welche von keiner vorchristlichen Auffassung derselben erreicht wird. Denn welche Religion vor der christlichen hat je gelehrt, daß Gott, der Vollkommene, den Menschen geschaffen, daß er ihn nach seinem Bilde geschaffen, daß er ihn in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit geschaffen habe? Es liegt in dieser christlichen Idee der Menschheit ein hoher Idealismus. Allein das Christentum ist nicht bloß hochgesteigerter Idealismus, sondern auch ebenso tief herabsteigender, der Wirklichkeit zugewandter, nüchterner Realismus. In dem Nebeneinander und Ineinander von Idealismus und Realismus aber besteht das Wesen der christlichen und aller echten Bildung. Der Idealismus zeigt der Menschheit ihre erhabenen Ziele; der Realismus erschließt das Wesen und die Beschaffenheit der erfahrungsmäßigen Menschheit, ihre Bedürftigkeit, höheren Zielen entgegengeführt zu werden, ihren Abstand von jenen Zielen idealer Vollkommenheit; er läßt die Erziehungsmittel, die Methode, die Anknüpfungspunkte, die Kanäle erkennen, um die Menschheit mit den Elementen und Kräften der idealen Welt zu durchdringen. Das Resultat dieses Aufeinanderwirkens von Idealismus und Realismus ist die jeweilige Kulturstufe. Eine Bildung, welche des idealen Ferments entbehrt, sinkt in den Pessimismus, in den Dienst der Materie hinab. Eine Bildung, der es am realistischen Schwerpunkt gebricht, schlägt um in einen idealistischen Optimismus, in spiritualistische Überschwenglichkeit. Der gewaltige realistische Schwerpunkt der christlichen Bildung aber ist ihr ebenso tiefes und lebendiges, als klares und bestimmt in dem urkundlichen Christentum ausgesprochenes Bewußtsein von dem Bruch der Menschheit mit ihrem Schöpfer und ihrer Idee, von der Kluft zwischen beiden, die erst entstanden ist, die nicht von Anfang war. Die Sünde als Selbstsucht, als Auflehnung des Ich wider das Gesetz seines heiligen Schöpfers, als Übel, als Böses, als Schuld, als einzelne Tat, und nicht bloß das, sondern als beharrender Zustand, als andere Natur, als Erbübel als die böse Macht, von welcher die Welt der Erfahrung beherrscht wird und von der die Welt zu erlösen ist, — das ist das realistische Prinzip, welches in der christlichen Weltansicht dem idealistischen das Gegengewicht hält, dessen notwendige Ergänzung bildet, jeder Überschwenglichkeit vorbeugt und den Schlüssel zur Erkenntnis der Wirklichktit darbietet. Es ist die großartige Kulturbedeutung des christlichen Begriffs vom Glauben, daß er uns in eine ideale Welt einführt; es ist die nicht minder große Kulturbedeutung des christlichen Gebotes der Selbsterkenntnis, der Buße, daß es unser Inneres aufschließt und uns den Schlüssel zur Selbst-, und damit auch zur Welt-, zur realen Menschenerkenntnis in die Hand gibt. Denn es ist ein Mensch wie der andere; wir sind allzumal Sünder, ohne Ausnahme, und jeder vermag daher in sich den andern und im andern sich selbst zu studieren. Und hat der Mensch auf dem Boden der Wirklichkeit sich orientieren gelernt, wie lernt er da die Besonderungen derselben verstehen, wie verschwindet da vor dem Eindringen in große Gesetze der Menschheitsentwicklung der Schein der Zufälligkeit und Willkür in derselben! Wie ist nicht da der lebendigste Antrieb gegeben, human zu sein, das klassische: Homo sum. nihil humani a me alienum puto. auch von sich selber aus

ısagen! Aber so stark sich hiemit jedes Individuum auf den gemeinsamen **Nenner** er Menschheit herabgedrückt fühlt, ebenso verständig lernt es die unterschiedenen **ähler** derselben schätzen. Der Zähler bezeichnet die Werte für die reale Mensch-eit, für die Besonderungen und Stufen, welche die Menschheit nach gottgeordneter Notwendigkeit aus sich herausgeboren hat, damit der eine durch die Arme und über ie Schultern des andern zu den höheren Zielen der Menschsteit emporsteige. Das 't die Bedeutung der Besonderung der Menschheit nach Nationalität, Staat, Kon-essionon, Stand, Beruf, Geschlecht, geistigen und materiellen Mitteln für den noch in veiter Ferne liegenden Menschheitszweck.

Es ist nun von durchschlagender Bedeutung, welche Richtung in Beziehung uf das Humanitätsideal die herrschende geworden ist. Ein ganz anderes Resultat nuß herauskommen, wenn man die Sache so ansieht wie das Christentum, das die Idealität der Menschennatur an sich in vollstem Maße anerkennt, aber zugleich von er lebendigsten Anerkennung des Zwiespaltes durchdrungen ist, den die Sünde wischen dieser Idee der Menschheit und dem erfahrungsmäßigen Zustand derselben verbeigeführt hat und nur durch die Wiedergeburt aus dem Glauben an das Haupt der Menschheit, voll Gnade, aber auch voll Wahrheit, eine allmähliche Erneuerung der Menschheit zu ihrem Urbild zustande kommen läßt, oder ob man die Wahrheit des Humanitätsideals in humanitarische Illusion, ja in eine Welt voll humanitarischer Illusionen verkehrt. **A. Henschel.**



Der deutsche Monistenbund handelt jetzt nach dem Rezept: seid umschlungen, Millionen! Mit dem Haeckelschen Monismus ging das Geschäft offenbar nicht gut genug. Er ist zu anrüchig, obendrein wurde es nachgerade dem Volke klar, daß „Monismus“ ein wahrer Proteus von Begriff ist, und so legte man dann ein nach allen Seiten schillerndes Gewand an: der treue Schildknappe Haeckels, Heinrich Schmidt, wurde als Generalsekretär abgesetzt, Haeckel selbst offenbar auch an die Seite gedrückt, und ein etwas zahmerer Mann, Dr. **Unold**, der auch nicht einmal Naturwissenschaftler ist, trat an die Stelle und bewies seine wunderbaren Fähigkeiten sofort durch ein sehr eigenartiges Flugblatt gegen den eben gegründeten Keplerbund. Wie man sich anzupassen versteht, zeigte derselbe „wissenschaftliche Leiter“ des Monistenbundes gleichzeitig durch die Herausgabe eines Buches: „**Die Ideale des Monismus**,“ in dem er beim Christentum hausieren ging, ihm seine ethischen Grundsätze entnahm, und dann so tat, als seien sie neue Erfindungen des Monismus, aus ihm geboren und nur in und von ihm zu verwirklichen.

Die Abspaltung im Monistenbund zeigte sich auch darin, daß ein anderer Schildknappe Haeckels, der **Buchdruckereibesitzer Breitenbach** in Brackwede, schleunigst

eine „*neue Weltanschauung*“ gründete und ihr eine gleichbenannte Zeitschrift widmete, in der sich nun auch wieder alle Monismen und Christentumsfeinde finden sollen. In diesem Blatte wird das Menschenmögliche an Verdrehung usw. der Meinungen des Andersdenkenden geleistet, es war auch das Sprachrohr Haeckels gegen Braß, in welchem er letzteren der „dreisten Unwahrheit“ bezichtigte. Hier kommt nun also auch der echte und unverfälschte Haeckelsche Monismus zum urwüchsigen Ausdruck.

Inzwischen aber entfaltet der offenbar etwas gereinigte deutsche Monistenbund eine fieberhafte Tätigkeit und läßt sich allerorts hören, gründet Ortsgruppen und veranstaltet Vorträge. Und in der Tat scheint es ihm gelungen zu sein, auch manche bisher neutral zur Seite Stehende für sich zu gewinnen, halten doch z. B. im Rahmen des Monistenbundes selbst Männer wie A. *Drews* in Karlsruhe und *Waldeyer* in Berlin Vorträge.

Vor mir liegt nun eine Vortragsankündigung der Dresdener Ortsgruppe des Monistenbundes, die sehr bezeichnend ist. Hier wird gegenüber den „Verdrehungen“ de[r] Gegner erklärt, daß der deutsche Monistenbund die *ganze* monistische Bewegung verträt von Fechner bis Haeckel, auch ließe er jedem seine metaphysische und religiöse Meinung „die aber selbstverständlich mit den Tatsachen nicht in Widerspruch stehen darf“. Dan[n] heißt es: „*in dem Einen aber sind alle Monisten einig, das ist die Verneinung des Dualismus und seiner Folgerungen*“.

Das ist sehr interessant, denn es besagt, daß sich der deutsche Monistenbund a[uf] einer Verneinung aufbaut, daß er also im Grunde kein positives Ziel hat, sondern ei[n] niederreißendes; und dies ist im tiefsten Grunde natürlich der Haß gegen das Christen[-] tum; denn daran haben die Herren ja gar kein tieferes Interesse, ob sich Kraft und Sto[ff] z. B. monistisch erklären lassen, sondern das Interesse liegt an jenen anderen Dualismen u[nd] ihren Folgerungen, wie sie selbst sagen: Geist und Leib, Gott und Welt. Und ih[re] Folgerungen? Nun das ist freier Wille und sittliche Verantwortung. Also gegen [s]... lehnen sie sich auf, das ist der tiefste Grund und dagegen hilft ihnen gar nichts.

Ich habe in meiner Begründungsschrift des Keplerbundes auf diese Folgerung des Haeckelschen Monismus, um den es sich, wie oft genug klar ausgesprochen, handel[t] hingewiesen und sie an Haeckels praktischer Ethik dargelegt. Jetzt reden sich die Herr[en] vom Monistenbund in eine sittliche Entrüstung hinein und fabeln von „Schmähung“ u[nd] „verzerrter Darstellung“. Demgegenüber erkläre ich folgendes:

1. Zur Zeit der Drucklegung meiner „Begründungsschrift“ war der deut[sche] Monistenbund noch nicht das verschwommene Simmelsammelsurium sich gegenseitig [be-] fehdender Monismen (vergl. Drews, „Der Monismus“), sondern der klare Sammelpu[nkt] Haeckelscher Monisten.

2. Maßgebend für die Beurteilung des deutschen Monistenbundes konnten dam[als] daher auch nur die Haeckelschen Schriften und seine ethischen Folgerungen sein.

Statt daß man sich jetzt in hohen Worten ergeht und von „Schmähung“ und „v[er-] zerrter Darstellung“ redet, sollte man sich doch endlich klipp und klar von der Haeckelsc[hen] Ethik lossagen. Ehe dies nicht geschieht, hängt sie dem „Deutschen Monistenbund“ n[ach] wie vor an. Jene Ethik, die sich in Verherrlichung des Selbstmordes, des Ehebruchs [und] des Mordes von Kranken ergeht, ist die klare Konsequenz dieser Art von Monism[us;] dagegen hat sich die Ethik des Unoldschen Monismus wie schon gesagt mit frem[den] Federn geschmückt und dadurch ihre Ohnmacht schlagend bewiesen.

* * *

Noch etwas vom deutschen Monistenbund. Derselbe hat offenbar e[inen] förmlichen *Spionierdienst* eingerichtet, um den ihm verhaßten Keplerbund lächer[lich] zu machen. Sachlich läßt sich nichts gegen den Keplerbund einwenden, so greift [man] denn zu diesem Mittel, zu dieser Kampfesweise. Vor allem hat der D. M. seine Spi[...]

elche „Glauben und Wissen" durchspüren, um etwas mir persönlich anzuhängen und amit auch dem Keplerbund, indem sie — Geschwindigkeit ist keine Hexerei — letzteren nfach mit mir identifizieren. So haben sie neulich die Notiz im Juliheft über den in 3onn hingerichteten Mörder entdeckt und lächerlich gemacht, gleichzeitig versuchen sie eine bereits vor ca. 13 Jahren gemachte Untersuchung über die „Religion der Naturforscher" jetzt dem Keplerbund anzuhängen, und selbst ein doch ernst zu nehmendes Blatt wie die Frankf. Zeitung erklärt: da sähe man, wohinaus der Keplerund wolle, und die „Deutsche Zeitung" fragt, was die „wirklichen geistigen Führer es K.-B." dazu sagten und meint, ich hätte meine bei vielen Antidarwinianern geltende wissenschaftliche Potenz" mit jener Notiz vernichtet. Was soll man zu dieser geradezu aarsträubenden Logik sagen, und wie kindisch ist diese Manier, den Keplerbund zu iskreditieren!

Aber die Sache spricht im Grunde doch ganz außerordentlich für den K.-B.; denn a man ihm wegen seines sachlichen Auftretens nichts anhaben kann, so muß man einzelne ußerungen, ja sogar viele Jahre zurückliegende Untersuchungen seiner Mitglieder benutzen, m ihn anzugreifen. Das ist doch geradezu unwürdig. Und wenn jenes Mitglied der issenschaftliche Direktor des K.-B. ist, so wird die Sachlage nicht anders. Selbst wenn h vor **13** Jahren eine Dummheit gemacht hätte oder jetzt einmal in Gl. u. W. eine olche machen sollte, was ja doch wohl menschlich sein würde, so möchte ich wohl wissen, it welcher Logik man dies dem im vorigen Jahre gegründeten oder dem mit Gl. u. W. icht im geringsten zusammenhängenden K.-B. anhängen will.

Aber da anderes nicht verfängt, versucht man es eben so: auch ein Kapitel aus er **Ethik des deutschen Monistenbundes**!

* * *

Über die Verwandtschaft der Menschenrassen wissen wir heute noch sehr enig. Bemerkenswert ist, was Fr. Boas in einem Vortrag an der Columbia-Univerität in New-York darüber aussprach. Er stellt zwei extreme Rassen auf: Neger und Mongolen, die andern Rassen sind nach ihm frühe Abänderungen dieser beiden, die Europäer vielleicht von den Mongolen. Dies letztere scheint dann aber doch recht fragich; daß Übergänge zwischen den Rassen vorhanden sind, ist freilich sicher, und daß sie uf einheitliche Abstammung schließen lassen auch. Auf nähere Kennzeichnung der verandtschaftlichen Beziehungen muß man aber heute wohl noch in der Tat verzichten.

* * *

In einer weitverbreiteten Zeitungsnotiz über die „Mängel des menschlichen Auges" wird auf den Ausspruch eines Naturforschers hingewiesen, „daß jeder Optiker ie Herstellung eines Apparates ablehnen würde, der seinen Aufgaben so schlecht gerecht ürde, wie das Auge". Diesem auffallenden Satz gegenüber schreibt mir ein bedeutender Professor der Augenheilkunde: „Ein ähnlicher Satz stammt von Helmholtz und bedeutet, aß die sogenannten optischen Fehler des Auges tatsächlich von vollkommen hergestellten Glaslinsen vermieden werden können. Damit ist aber nicht im entferntesten gemeint, daß m ganzen genommen die Optiker auch nur annähernd etwas so Vollkommenes herstellen önnen wie das Auge, nicht einmal hinsichtlich der rein optischen Wirkung. Besitzt das Auge doch die Fähigkeit, seine optische Einstellung selbsttätig unausgesetzt zu ändern und er wechselnden Entfernung des Objektes anzupassen, bauen sich doch die brechenden Medien aus lebendem Material auf und erhalten ihre Durchsichtigkeit in einem fortgesetzten, äußerst komplizierten Stoffwechsel, von den sonstigen wunderbaren Funktionen es Sehorgans ganz zu schweigen. Es wäre im höchsten Grade einfältig und lächerlich, wollte jemand die Leistungen der Optik wegen ihrer Überlegenheit in der Vermeidung

einzelner Fehler mit der Leistung des Auges als des Organs des Sehens überhaupt mi
denen irgend eines vom Optiker gefertigten Apparates vergleichen."

* * *

Wie man heute vielfach drauf los schwindelt, und gläubige Leser findet ja natürlic
alles, zumal wenn es irgendwie geeignet scheint, dem religiösen Glauben einen Streic
zu spielen — dafür diene folgende Notiz als Beispiel, die kürzlich durch die Zeitungen lief

„Ein Menschenaffe", der angeblich von einem Gorilla und einer Negerin au
Borneo stammen soll, erregt in einer Pariser Menagerie Aufsehen. Der Körper „Ziz
Bambulas", dies sein Name, ist nach einem Bericht des „Tag" unbehaart, die Ohre
sind die eines erwachsenen Menschen. Die Extremitäten gleichen denen eines Negers
Der Rückenfortsatz fehlt vollständig. Vertreter der Presse und Wissenschaft wurden i
der Menagerie empfangen. Während des Besuchs schmiegte sich das „Wunderkind"
aus schönen, lebhaften Augen etwas verängstigt umherblickend, an den Wärter an. Al
es „Patschhändchen" gab, nahm man eine auffällige Ähnlichkeit mit Negerhänden wahr
Der berühmte Professor Metschnikoff steht den Angaben über die Geburtsverhältniss
reserviert gegenüber."

Dies ist natürlich lediglich ein Menagerieschwindel, den man getrost zu andere
legen kann. Man denke z. B. an den amerikanischen Schwindel vom Bastard zwische
Schaf und Schwein, von dem kürzlich Prof. von Nathusius-Jena bei der 2. Tagung de
Keplerbundes interessant berichtete. — Übrigens ist der obigen Notiz der Unsinn scho
aufgedruckt: was soll der fehlende „Rückenfortsatz" bedeuten? Einen Schwanz hat de
Gorilla bekanntlich ebensowenig wie der Mensch, und dann vor allem: auf Borneo gib
es — weder Gorillas noch Neger. E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Die Umschau, Nr. 25. Prof. Dr. F. Dahl „Der heutige Stand de
Darwinschen Theorie," meint, daß fortgesetzte Forschungen zahlreiche Tatsachen z
Tage gefördert hätten, die mit aller Entschiedenheit für den Darwinismus und gegen d
Neolamarckismus sprächen. Er glaubt ferner, daß die Frage der Urzeugung an U
wahrscheinlichkeit verlöre, wenn man konsequenterweise aus der Selektionstheorie d
Rückschluß ziehe, daß die ersten Lebewesen von den jetzt lebenden höheren Organism
dadurch verschieden gewesen seien, daß die Arbeitsteilung im Körper (die Organisatic
fehlte, von den jetzt lebenden einzelligen Organismen aber dadurch, daß die Lebensvorgän
(Assimilation, Vermehrung) höchst einfache waren. — Nr. 26 f. Dr. Ed. Claparèd
Direktor des psychologischen Instituts der Universität Genf, „Die Methoden d
Tierpsychologie." Man hat sich in neuerer Zeit mehr von der meist vom Zuf
abhängigen Beobachtung dem Experiment zugewandt und unterscheidet dabei das E
wirkungs- und das Einübungsverfahren, ersteres besonders zum Studium der Empfindung

Zeitschrift für Religionspsychologie, Jahrgang 2, Heft 1. Dr. K. Weid
„Zur Psychologie des Dogmas," untersucht die Frage: An welchem Punkte setzt

gmenbildende Tätigkeit des Verstandes innerhalb des religiösen Lebens ein? Die rein fühlsmäßige Hingabe an das Übersinnliche und seine Erfassung in reinen Phantasie-rstellungen kann bei gewisser Höhe der intellektuellen Kultur nicht mehr genügen. Es ıß sich dann vielmehr kraft psychischer Notwendigkeit das starke, unabweisbare Bedürfnis ltend machen, die verschiedenen Daten, die Gefühls- und Willens-, Anschauungs- und erstandesleben bieten, zu einer einheitlichen, innerlich konsequenten Weltanschauung sammenzufassen. Überall, wo eine Disharmonie zwischen Verstandeserkenntnissen und efühlsgewißheiten zum Bewußtsein kommt, setzt die Arbeit ein. Dem Material der ogmen, den Glaubensvorstellungen, kommt das Prädikat unbedingter subjektiver Gewiß-it zu; durch die verstandesmäßige Formulierung wird ihnen objektive Gültigkeit vindiziert. a aber die verstandesmäßige Bearbeitung der bildlichen Glaubensvorstellungen abhängig von dem Stand der Erkenntnisse des jeweiligen Zeitalters, so ist die Wahrheit der ogmen stets nur eine relative — eine Wahrheit auf Zeit. — Medizinalrat Dr. Näcke Die angeblichen sexuellen Wurzeln der Religion," kommt zu dem Resultat, ß alles, was man gemeiniglich als sexuelle Wurzeln der Religion hingestellt hat, nur kundäre Berührung und Durchflechtung, kein eigentliches Wurzelwerk ist. — Lic. Freytag Zur Methode religionspsychologischer Forschung," tritt einem früheren rtikel von Dr. Joseph von Neupauer „Philosophie und Religion" und dessen These tgegen, daß die Religion ursprünglich eine Schöpfung der Staatsmänner und Philosophen wesen und dem Volke nur aufgezwungen sei. — Heft 2. Geradezu abstoßend berührt nton Willuhn „Biblische Erziehungswerte, psychologisch beleuchtet." der Schule herrscht „der beschränkte Standpunkt engherziger Zeloten und der von nen fanatisierten Massen, die sich noch nicht über ihr gröbstes Triebleben erheben können. aß aber auch auf die Kinder dieser von ihrem Triebleben abhängigen Menschen esinnungsstoffe, die diesem rohen Triebleben nur noch mehr Nahrung zuführen — der erfasser meint die biblischen Geschichten! — sehr gefährlich wirken müssen, sollte doch nleuchtend sein." Willuhn bringt es fertig, einen wesentlichen Anteil an den „entsetzlichen erirrungen jugendlicher Mörder" auf Konto der „in einem empfänglichen Alter ein-prägten biblischen Totschlagsbilder" zu setzen. Das Lügen und Betrügen lernt das nd von Rebekka. Ferner: „So mancher fromme Mann entrüstet sich mit Recht über e Prostitution. Können wir wissen, ob nicht manches Mädchen ihren ersten zu frühzeitigen eiz durch die Potiphar erhalten hat, der sie dann auf diesen traurigen Weg geführt t?" Auch die neutestamentlichen Geschichten haben keinerlei erzieherische Wirkung, ingen das Kind in seelische Konflikte und dienen nur dazu, „die ethischen Grundbegriffe verwirren und zu entarten". Aus dem Opfergedanken des Kreuzestodes Jesu ist die nze traurige Vergangenheit deutscher Geschichte zu verstehen. Nur die Geschichte vom völfjährigen Jesus liefert wertvolles Material zur Kinderpsychologie; alles andere muß r Staat aus Selbsterhaltungstrieb schleunigst ausmerzen. — Daß eine derartige, dem nhalt nach unglaublich oberflächliche, der Form nach frivole Ausgeburt blinden Hasses gen das Christentum — anders kann ich das Machwerk nicht bezeichnen — in einer issenschaftlichen Zeitschrift Aufnahme finden konnte, ist aufs äußerste zu bedauern! Dem nsehen der Zeitschrift sowohl als auch des Zweiges der Wissenschaft, den sie erfolgreich rtritt, ist damit ein recht schlechter Dienst erwiesen, und neue Freunde dürften ihr durch n solches Pamphlet sicherlich nicht zugeführt werden. C. M.

Der Türmer, X., Heft 12. Meyer-Benfey behandelt „Tolstois Welt-nschauung". Er zeigt, daß in T. Künstler und religiöser Mensch aus derselben Burzel zu einer großen Persönlichkeit erwuchsen, aber er sucht ihn, auch den religiösen Menschen T., als Künstler zu verstehen; denn seine Kunst ist als solche religiös, indem e entdeckt, daß das wahre Wesen der Menschen ihre innere Einheit mit Gott, Sinn nd Ziel ihres Lebens die Liebe, das Streben nach Vereinigung in Gott ist.

Deutsch-Evang. Blätter, XXXIII., Heft 9. Exter, „Hilfen und Hem-

mungen des Ästhetischen für unser religiöses Leben." Die Hilfe besteht in der Erhebung über die wirkliche Welt der Sinnesvorstellungen. Das Ästhetische kann zur Andacht stimmen, aber nicht zur Erlösung beitragen. Es ist stets abhängig von der materiellen Natur; aber das Religiöse ist im Gegenteil auf Weltüberwindung gerichtet

Konservative Monatsschrift, Heft 10 u. 11. R. Seeberg, „Wer war Jesus?" Die Antwort: ein Mensch von stark ausgeprägter Eigenart und Persönlichkeit, und wiederum der persönliche Heilswille Gottes oder der Herr der Geschicke, e war Gott und Mensch, zwei Größen „unvermischt", aber „unzertrennt" zur Einheit des persönlichen Lebens verbunden: der Geist als der ewige Heilswille Gottes und das Fleisch als das individuelle menschliche Leben Jesu.

Die Reformation Nr. 35. Th. Kaftan erklärt in „Die Mittlerschaf Jesu Christi", daß seine Theologie eine Theologie des Respektes vor dem Geheimni Gottes sei, sie will sowohl dem wehren, daß man es eliminiert, wie dem, daß man e rationalisiert, sie will das volle und reine Evangelium, erfaßt von dem, für den es da is vom Glauben. — Nr. 36. K. Heim, „Jesus als Seelsorger" zeigt die Spannun zwischen dem Drang, Seelen zu Gott zu führen und der heiligen Zurückhaltung gege über ihrer freien inneren Entfaltung; also keine Anwendung äußerer oder innere Gewaltmittel.

Zeitschrift für Entwicklungslehre, Heft 5/6. Ing. J. Löwy (Wier „Das Wesen des Erfindens" dehnt die Entwicklungslehre auch auf das Erfind aus und bestimmt es folgerichtig deterministisch: „Das Erfinden ist eine Manifestati der Naturgewalten, der Erfinder lediglich (!) blind folgendes Werkzeug; nicht der Erfind erfindet, sondern die Natur erfindet in ihm und benutzt den Erfinder nur als Werkzeug Die technischen Bauten der Tiere, die doch gewiß ohne theoretische Überlegung entsteh aber so zweckmäßig sind und zugleich den strengsten Anforderungen der technischen Wiss schaft genügen, sind ein Beweis dafür, daß auch die menschliche Schöpferarbeit nicht f erfolgt, sondern rein gesetzmäßig verläuft. Sind doch auch alle Erfindungen bewu oder unbewußte Nachahmungen der Natur. Dort, wo die organische Entwicklung a hört, fängt als ihre Fortsetzung die technische an. Statt uns zu unseren bestehend Organen neue natürliche zu geben, schuf die Natur uns die künstlichen Organe, wie Fe rohr, Mikroskop, Arbeitsmaschinen. — Noch zwei charakteristische Sätze: „Jede Erfindu durchläuft im Kopfe ihres Schöpfers, ähnlich wie ein Embryo im Uterus, nach d biogenetischen Grundsatz Haeckels alle Hauptstadien der langen Entwicklung." „Die V einigung zweier technischen Entwicklungslinien (z. B. im Eisenbetonbau) ist manchmal innig, daß man mit allem Recht von einer Symbiose sprechen kann." — Interessa hylozoistische Konsequenzen! — Oskar Kohnstamm erörtert als ersten der psych biologischen Grundbegriffe die Reizverwertung, welcher Ausdruck vor d von Pauly und Francé für die Reaktionsweise niedrig stehender Organismen und Org teile gebrauchten „Urteil" den Vorzug verdient und sich auch einzubürgern sche „Optimale Reizverwertung" ist das Bestreben des Organismus, die an ihn herantre den Reize nach Möglichkeit in seinem Interesse zu verwerten. Unter dem Reizverwertur gesetz stehen die dreierlei Endformen der „Erregungsketten". Diese Endformen s 1. motorische, 2. Remanenzen (Ergebnisse von Übung, Gedächtnis, Erfahrung), 3. psy physische Endglieder. Begriffsbildung, Apperception, Aufstellung von Axiomen oder die Logik solche Vorgänge sonst benennt, sind im Bereich der psycho-physischen R verwertung dasselbe, was der Reflex auf motorischem Gebiete ist, infolgedessen biolo gleichwertige Phänomene. Das psychologische und das biologische Urphänomen sind Grunde eins: Reizverwertung. — W. von Schneher: Erkenntnistheoreti Streifzüge durch die Naturforschung und die Philosophie der Geg wart weist zunächst darauf hin, wie Naturforschung und Erkenntnistheorie in in Wechselbeziehung treten müssen und z. T. schon getreten sind, so daß viele Naturfor

ereits die Einsicht in die Unhaltbarkeit des naiven Realismus gewonnen haben und nen grundlegende Begriffe wie u. a. die der Materie und der Kausalität heute schon s überwunden gelten. Dann kritisiert er in seiner äußerst scharfen und klaren Weise e Naturphilosophie W. Ostwalds, der zwischen subjektivem Phänomenalismus (nach em Vorbilde von E. Mach) und transzendentalem Realismus, wie ihn Ed. v. Hartann begründet hat, unklar hin und her schwankt, und die Haeckels, dessen Erkenntnishre nur sehr mißverständlicherweise als monistische angepriesen werden kann und folgechtig den ganzen naiven Materialismus und dogmatischen Mechanismus der „Weltitsel" rettungslos umstürzen würde. „Der eilfertige Welträtsellöser denkt eben niemals nen richtigen oder falschen Gedanken wirklich zu Ende;" seine Gesamtanschauung ist ur noch als „absoluter Konfusionismus" zu bezeichnen. — Prof. Dr. W. Seiffer: eber neue Dressurmethoden beim Hunde als Hilfsmittel physiogisch-psychologischer Untersuchungen. — Prof. Dr. H. Simroth (Leipzig) mmt selbst das Wort für die von ihm verfochtene Pendulationstheorie gegen e Kritik Dr. Wilsers. — Dr. G. Seiffert (Freiburg): Die Entstehung der akterien, Hefen- und Schimmelpilze aus höheren Algenzellen. — eft 7. Dr. Rudolf Eisler (Wien): Das Wirken der Seele. Ideen zu einer rganischen Psychologie, bestimmt das Wesen der Seele als das in der Mannigfaltigkeit er Bewußtseinserlebnisse sich identisch setzende, erhaltende und entwickelnde Subjekt. ie ist also nicht ein Wesen mit unbekannten Eigenschaften, sondern das aktive und eagierende Bewußtsein selbst, ein formales, Prinzip. — R. Francé, Die ortschritte der Pflanzenpsychologie im Jahre 1907. II. 1907 ist das ahre Geburtsjahr der Pflanzenpsychologie, da ihre Theorie in ihren philosophischen rundlagen endgültig festgelegt wurde. Die auf diesem Gebiet arbeitenden Forscher e Dantec, Oelzelt-Newin, Pauly, Graser, Francé und Wagner sind sich einig darin, daß die zwecktätig ablaufenden Bewegungen der Pflanzen den durch die Entwicklungshre geforderten Schluß auf ein in ihren Zellen wirkendes Psychisches zulassen."

Religion und Geisteskultur, Jahrgang II, Heft 2, Joh. F. Hahn, renzen der Verständigung über seelisches Leben. Durch die schriftliche ormulierung büßt jeder Gedanke an Unmittelbarkeit und Stimmungsgehalt, die ihm ie Person des Sprechenden verleiht, erheblich ein; das erschwert die Verständigung ber den eigentlichen Gehalt des innerlich Erlebten. In der künstlerischen Vollenung des Stils, die den Leser in ihren Bann zwingt, bietet sich uns ein Mittel, er Verständigung näher zu kommen. — Richard Hönigswald, Über religiöse kepsis. Nur die Verstandes-, nicht die Stimmungsskepsis ist ein Objekt der verstandesäßigen Kritik; nur ein Zweifel, der sich auf Gründe stützt, kann durch Gründe bekämpft erden. Die von der sogen. „negativen Theologie" des ausgehenden Mittelalters beauptete tatsächliche Unerreichbarkeit der Gegenstände des Glaubens für das Wissen urde durch die Kant'sche Erkenntnistheorie zu einer grundsätzlichen gemacht. „Kein etaphysiker kann die Existenz Gottes beweisen, kein Skeptiker kann sie bezweifeln, kein ernünftiger aber kann sie leugnen." Die tatsächliche Unzulänglichkeit des Wissens für ie Beurteilung der Gegenstände des Glaubens ist so wenig ein Argument gegen die eligiöse Skepsis, wie die Berufung auf die sich stets mehrenden Errungenschaften der issenschaft ein solches für jene ist. Durch diese strenge Scheidung der Gebiete des issens und des Glaubens, die für einander grundsätzlich unerreichbar sind, beseitigt sich ach dem Verf. das Problem der religiösen Skepsis. — (Wenn nur nicht das lebendige ingestüm des Strebens nach Einheitlichkeit der Weltanschauung diese fein säuberlichen, rundsätzlichen Distinktionen der Philosophie immer wieder über den Haufen würfe!) — m gewissen Sinne eine Antwort auf den sich völlig auf Kant stützenden Artikel Hönigaldsgibt Th. Elsenhans in einer äußerst interessanten und geistreichen Untersuchung ber Kants Kritik und die Erkenntnis der Transzendenten. Der Verf.

weist nach, daß die „transzendentalen Ideen" Kants, die nach diesem eine positive
deutung haben als „regulative Prinzipien", die der mannigfaltigen empiristischen
standeserkenntnis systematische Einheit geben, die Merkmale einer wissenschaftlichen
these an sich tragen. So gilt von ihnen, was von jeder Hypothese gilt, daß ihre
scheinlichkeit (Realität) sich nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit richtet. Kant selbst
scheidet nicht scharf genug zwischen bloß subjektivem „Meinen" und Hypothese, die
keine Notwendigkeit erreicht, ihrem Wesen nach aber Allgemeingültigkeit für alle
fähigen beansprucht. Kants Grundsatz, die Wissenschaft vom Transzendenten sei
hängig von der Erfahrung, ist nicht richtig; sie setzt vielmehr die wissenschaftliche
arbeitung der Erfahrung voraus, und wo sie meint, a priori verfahren zu können,
sie tatsächlich doch versteckte Anleihen bei ihr gemacht. Kant hat auch darin nicht
daß das Denken durch die Anschauung an das Erfahrungsgebiet gebunden sei.
könnte ja das Denken sich nicht selbst zum Gegenstande machen. Selbst die Naturw
schaft kehrt sich nicht daran, z. B. wenn sie dem Weltäther Eigenschaften zuschreib
sich in der Erfahrung nirgends finden. Die wissenschaftliche Erkenntnis transzend
Gegenstände wird nie über einen (vielleicht sehr hohen) Grad der Wahrscheinli
hinauskommen: ihre Wahrscheinlichkeit kann aber mit der unerschütterlichen Gew
des Glaubens Hand in Hand gehen. Immer aber wird ein unauflöslicher Rest zw
Glauben und Wissen bleiben; das ist Menschenschicksal. — Das Studium der Elsen
schen Untersuchung, der eine gewisse Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, em
ich dringend. Der Einzelpreis des Heftes beträgt 2 Mk. (Verlag Vandenhoeck & Rup
Göttingen.) — Heft 3. Dr. Ernst von Aster, Privatdozent in München, Zum
griff der Religion, sucht diesen nicht aus den allen Religionen gemeins
charakteristischen Zügen zu gewinnen, sondern geht von dem subjektiven religiösen
wußtsein aus und fragt demzufolge: „Welches sind die Motive, denen die relig
Begriffe und Gedanken, denen das religiöse Bewußtsein und Empfinden entspringt?
wie können wir diese Funktion des menschlichen Bewußtseins von einem anderen
scheiden und abgrenzen?" Bei dieser Fragestellung ist man naturgemäß der Gefahr
einseitigen und stark subjektiv gefärbten Resultates ausgesetzt, und so reduziert sich
Verfasser die ganze Religion auf den einen Glaubenssatz, daß in der Welt eine si
Ordnung der Dinge herrscht. Die Schlußfolgerung ist, daß der sittlich wollende M
auch eo ipso religiös gläubig ist, auch wenn er zu einer direkten Verwerfung jedes
retischen Glaubens gelangt. In dem sittlichen Wollen steckt nämlich wie in jedem W
der Glaube an die Erreichbarkeit des Gewollten und damit an die sittliche Weltord
Die religiösen Dogmen sind Ergänzungen aus der gegebenen Welt, hervorgegangen
dem Bestreben, den widersprechenden Erfahrungen gegenüber diesen Glaubenssatz
recht zu erhalten, wiederherzustellen, das Festhalten an ihm zu ermöglichen. — Theo
Steinmann, Gedanken über Menschheitsreligion und Kirche.
zwischen universalistischer Religionswahrheit und konkreter Kirche bestehende Spann
verhältnis wird im Christentum dadurch ausgeglichen, daß dieses seiner Individu
nach nicht statutarisch (Festlegung gewisser Sätze, Gebote, Gebäude) ist; vielmehr is
in Jesus nichts anderes gegeben, als ein bestimmt geartetes persönliches Leben,
konkrete Größe die Verkörperung des abstrakt-universalmenschlichen Ideals der p
lichen Sittlichkeit ist. — Prof. Dr. Thomas Achelis (Bremen), Der Idealis
als Prinzip der Religionswissenschaft knüpft an das kürzlich ersch
Werk von F. J. Schmidt „Zur Wiedergeburt des Idealismus" an. E.

Altersmundart (Kindesmundart). Der Verlag von Scheffer in L
teilt mit, daß er das Informationsmaterial über die Altersmundart auf beson
Wunsch hin umsonst abgeben will. Es handelt sich um die Broschüre „Hausl
bestrebungen und Altersmundart" (M. 1.—) und um ein Abonnement auf den „Heil
Garten", der ein Vierteljahr lang mit dem „Archiv für Altersmundart

mmen gratis geliefert werden soll. Zu erstatten sind lediglich die Postgebühren mit Pfg. Interessenten wollen sich, unter Bezugnahme auf unser Blatt, an den Verlag K. G. Th. Scheffer in Leipzig wenden.

2. Bücher.

Für den Weihnachtstisch:

Der Verlag von Fr. Bahn in Schwerin bietet heuer folgende Gaben an:

C. von Blankenburg, „Der werfe den ersten Stein —". 127 S. 1,80 Mk. Ein Buch aus dem Parteileben der Ostmarken, voll poetischer Stimmung und auch matischer Kraft. Es ist ein gutes und edles Dichtertalent, das hier zum erstenmal uns spricht.

H. Wehrmann, Das Licht der Tiefe. 103 S. 1,80 Mk. — Wir haben Verf. schon als feinsinnigen und das Seelenleben tief erfassenden Dichter kennen ge-nt. Als solcher spricht er auch in dieser sehr empfehlenswerten Geschichte zu uns.

A. von Auerswald, Lebensworte. 192 S., geb. 3 Mk. — Ein Roman aus Berliner Leben, in dem die zum erstenmal hervortretende Verf. uns packend und fend das Seelenleben ihrer Helden schildert.

M. Burmester, Unterwegs. Erzählungen. 192 S., geb. 2,80 Mk. — Dieses al schenkt uns die Verf. 4 kleinere Erzählungen, die psychologische Probleme behandeln. T. tritt auch ein feiner Humor hervor.

L. Girgensohn, Erleben. 192 S., geb. 3 Mk. — Ein Roman aus Livland, die dortigen schweren Ereignisse der letzten Jahre schildert, spricht erschütternd zu uns den Kämpfen des Deutschtums im russischen Reich. Er liefert ein Stück modernster tgeschichte.

M. Rüdiger, Rückblicke. 155 S., geb. 2,80 Mk. — Die Verf. nennt es „un-einbare Aufzeichnungen" von Erlebtem, was sie hier bietet; aber jeder Freund ihrer er wird sie gern lesen und sich des abgeklärten Glanzes freuen, der über diesem en liegt.

Aus dem Verlag von M. Warneck, Berlin, liegt uns vor:

O. von Hammerstein, Was Gott zusammengefügt. 257 S., geb. 5 Mk. Die Geschichte einer Mischehe, lebendig und voll Wirklichkeitssinn, und in ihrer hütternden Tragik eine ernste Warnung.

A. Gräfin zu Rantzau, Aus dem Untergrund des Lebens. 200 S., . 4 Mk. — Wir haben die Verf. schon mehrfach schätzen gelernt. Auch hier bietet wieder ein tiefes und ernst zu uns sprechendes Buch, das seine Freunde finden wird.

H. Dalton, Lebenserinnerungen. Mit 20 Lichtdruckbildern. 474 S., geb. Mk. — Hier schildert uns der hochverehrte Verf. den letzten Teil seines reichen Lebens: ussisch-Baltisches" und „Deutsch-Evangelisches". Es ist ein Stück der Geschichte unserer t, das der Verf. anschaulich vor uns entrollt, und das durch seine Beziehungen zu eutenden Zeitgenossen sehr wertvoll wird.

Rud. Schäfers Wandbilder fürs deutsche Haus Nr. 1—4. Hamburg, Schloeßmann. à 75 Pfg. — Es ist ein glücklicher Gedanke, die trefflichen Bilder häfers zu P. Gerhards Liedern in großem Format (34 : 45) hier dem deutschen Haus, dazu so billig, darzubieten. Es sind prächtige Holzschnitte, des Einrahmens wert dann schöne Geschenke. Am schönsten sind „Die Kreuzträgerin" und „Der Forscher".

B. Rogge, Bildersaal der christlichen Welt. Stuttgart, Union. 33. bis Lief. — Das schöne von uns mehrfach empfohlene Werk ist mit diesen Lieferungen nmehr vollendet. Es ist mit seinem außerordentlich reichen und schönen Bilderschmuck prächtiges Weihnachtsgeschenk.

Himmel und Erde. Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball

28 Lief. à 1 Mk. München, Allg. Verl.-Ges. — Ein groß angelegtes Werk, da
Gegensatz zu so vielen andern unser Wissen von der Erde sachlich und ohne materiali
Folgerungen darbieten will. Es ist von katholischer Seite in Szene gesetzt und die
sind Katholiken (Prof. Plaßmann und Pohle für Astronomie, Kreischgauer und W
für Geologie), aber in der Wissenschaft hört die Konfession auf. Die vorliegenden
erfüllen an Text und bildlicher Ausstattung alles, was man wünschen kann. Als Ge
sehr zu empfehlen.

Th. H. Hall Caine Romane, nämlich: Der Oberrichter. 640 S. —
verlorene Sohn. 640 S., geb. 7 Mk. — Der Manksmann. 938 S., geb.
— Die ewige Stadt. Geb. 6,50 Mk. — Die Trunksüchtige. 87 S. 2
Alle: Leipzig, H. A. L. Degener. — Es ist ein wirkliches Verdienst des Verlags,
großartigen Romane dem deutschen Volk in vorzüglicher Übersetzung darzubieten.
Caine ist ein Dichter von Gottes Gnaden, mit gewaltiger Sprache und glühender
tasie. Seine Romane sind Schicksalstragödien, welche die Wahrheit von Schul
Sühne erschütternd zum Ausdruck bringen. Es gibt wenige Gaben der Literatu
wir diesen an die Seite stellen dürfen. Am besten gefielen uns die beiden erstgena
Romane, der dritte ist etwas lang ausgesponnen, aber treffend in seinen Volksschilder
auch im Gegensatz zu den anderen bei allem Ernst und aller Tragik nicht ohne H
Den vierten, der sich um die Person Leo XIII spinnt und also Zeitgeschichte bringt
sehr phantasievoll zugestutzte, ist in seinen Zielen etwas unklar. Der fünfte schilde
Folgen der Trunksucht und ihre Heilung durch Suggestion. Der erste und dritte
auf der Insel Man, der Heimat des Dichters, der zweite auf Island. Die Aussta
ist bei dem billigen Preis vorzüglich.

H. Wette, Krauskopf. Roman in drei Büchern. 1. Buch: Krauskopfs
heit (geb. 4,50 Mk.). 2. Buch: Vom Knaben zum Jüngling (geb. 5,50 Mk.). 3.
Vom Jüngling zum Mann (geb. 5,50 Mk.). — Derselbe, Der Spökenkiker
5 Mk.). — Derselbe, Jost Knost, der Herkules von Latrop (geb. 5 Mk.). All
Werke: Leipzig, F. W. Grunow. — Wir lernen in diesen Romanen einen bedeut
Dichter kennen, der es versteht, das Leben zu beobachten und zu schildern; mehr no
nimmt in ihnen herzhaft den Kampf gegen die materialistische Weltanschauung auf
man fühlt ihm an, er bringt viel Selbsterlebtes (der Verf. ist Arzt). Wir rechnen
Romane mit ihrer tiefen Menschenkenntnis und ihrem urwüchsigen Humor zu den
ihrer Art, viel tiefer als gewisse andere.

Alb. Stolz, Gesammelte Werke. Freiburg i. Br., Herder. Geb. 2,20 M
Band. — Der Verlag liefert hier eine billige Volksausgabe von A. Stolz' Werke.
uns liegt ein Band, der das berühmte „Vaterunser" enthält, sowie der Band „Spa
für die gebildete Welt". Stolz darf nicht vergessen werden, seine Werke enthalten
liche Perlen. Auch der Protestant wird diese Schriften eines katholischen Priesters
und vielfach mit Zustimmung lesen.

U. Heitefuß, Ich suchte Ihn, den meine Seele liebet. Erzählung
Lebens. Barmen, E. Biermann. 290 S., geb. 4 Mk. — Ein Lebensbild, offenbar
lich dem Leben nacherzählt, durch das sich das Suchen und Schreien nach Erlösun
durchzieht. Es wird viele Freunde finden.

A. Vömel, Graf Ferdinand von Zeppelin, ein Mann der Tat.
16 Kunstdruckbeilagen. Konstanz, J. Blanke, 1908. 96 S., geb. 2 Mk. — Graf
bereits ein Volksmann, daher sollte auch sein Leben dem Volk bekannt werden.
wird es uns von einem ihm befreundeten Manne geschildert. Wir wünschen das
auf manchen Weihnachtstisch, besonders für die heranwachsende Jugend; es is
Freude, an seiner Hand den großen Mann kennen zu lernen.

M. Wildermann, Jahrbuch der Naturwissenschaften 1907—
Freiburg, Herder, 1908. XII u. 510 S., geb. 7,50 Mk. — Wer einem naturwissensch

ressierten und Gebildeten ein schönes Werk schenken will, an dem er sich auf dem
enden halten kann über die Fortschritte der Naturwissenschaft, der greife zu diesem
, das sich längst seinen ehrenvollen Platz errungen hat. Dieser 23. Band erscheint
rößerem und schönerem Gewande als die bisherigen. Dt.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
and geb. 2,50 Mk. — Von dieser von uns schon oft empfohlenen Sammlung, deren
de schöne und billige Geschenke darstellen, liegen uns als neu vor: Jean Jacques
usseaus Briefe (herausg. v. Kirschheisen), G. Th. Fechner (herausg. v. O. Richter),
nozas Ethik (herausg. v. Kronenberg), R. Wagner in seinen Briefen (E.
). Alle 4 sind dankenswert, besonders aber der Band Fechner.

Champol, Schwester Alexandrine, von der franz. Akademie preisgekrönter
nan. Köln, J. P. Bachem. 270 S. 3 Mk., geb. 4,50 Mk. — Die Erzählung schildert
n und überzeugend das hingebende Wirken einer ideal gezeichneten barmherzigen
vester in Paris. Die Tendenz ist zu zeigen, wie durch die gewalttätig durchgeführte
hebung der geistlichen Orden „die mächtige Maschine der Wohltätigkeit" ins Stocken
nt. E. M.

M. Herbert, Aus unsern Tagen. Novellen. Köln, Bachem. 3 Mk., geb.
Mk. — „Aus unsern Tagen" erhebt sich durchaus über den Durchschnitt der Dutzend-
llen. Die Sprache ist edel, die Gedanken geistvoll, die Betrachtungsweise tief. Eine
te katholische Färbung liegt über dem Ganzen, die den Reiz erhöht, gelegentlich aber
etwas zu stark hervortritt. — Die Interpunktion dürfte etwas korrekter und vor
n konsequenter sein; das gehört zu den kleinen Rücksichten, die der Schriftsteller und
mehr die Schriftstellerin nicht außer acht lassen darf. E. M.

J. Dose, Einer von Anno Dreizehn. 2 Bde. Wismar, H. Bartholdi, 1908.
6 Mk. — Ein „Dose", wie wir ihn lieben, die Geschichte eines Menschen der großen
vor 100 Jahren, die gerade jetzt, wo man sich gern jener Tage der Vergangenheit
nert, zur rechten Zeit kommt.

Gesunder Realismus im Sinne echter Heimatkunst, bei dem auch der religiöse Ton
er Volksseele, bald leiser, bald vernehmlicher angeschlagen, einen reinen Klang gibt,
en wir in folgenden Werken, denen wir für den Weihnachtstisch Beachtung wünschen:
se Algenstädt, bekannt als starkes dichterisches Talent, zeichnet in den sechs Erzäh-
gen von „Unsere Art" (Leipzig, Amelang, 147 S., 2 Mk.) meist schlichte, aber seelisch
ansprechende „Bilder vom Mecklenburger Land und Strand". — W. Rudelli
dert in dem kleinen Roman „Der Werwolf" (Dresden, E. Heinrich, 150 S.,
Mk.) die ergreifenden äußeren und inneren Erlebnisse eines Pfarrherrn aus dem
Jahrhundert in der Mindener Heide. Die düstere Melancholie und die weiche, halb
merische Stimmung der Heidelandschaft gibt der Erzählung, der es nicht an drama-
er Spannung fehlt, Ton und Farbe. — In „Heidekinds Erdenweg" von
thanael Jünger, Pseudonym des P. Lic. Dr. Rump in Bremen, (Wismar,
tholdi, 387 S., brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.) wird das stille christliche Heldentum eines
slingskindes in der Lüneburger Heide in ergreifenden Tönen besungen. Der Aufbau
Dichtung ist einfach; aber an innerer Lebenswärme und Lebenswahrheit, an tiefem
schen Gehalt, an zarter Schönheit reiht sie sich der besten und gediegensten der neueren
ratur an. — Mit besonderer Freude begrüßen wir das zweite dichterische Werk von
mann Bäcker (H. Ewart), Roemryke Berge oder Harmageddon, ein deutsches
ksbuch aus dem Bergischen. Mit Buchschmuck von E. Schneidler (Barmen, E. Biermann,
S., geb. 5 Mk.). Verfasser, selbst aufgewachsen im Lande der „ruhmreichen Berge",
t ein überaus anschauliches, fesselndes Bild von dem Volke seiner Heimat aus der
, als der demokratische Geist in den Revolutionsjahren 1848/1849 auch im Wupper-
stark gärte und als die Christen des Landes in ihrer an der Bildersprache der
ielisch-johanneischen Weissagungen gewährten Frömmigkeit teils mit besonderer Angst

vor den zu erwartenden Greueln der Endzeit, teils mit männlicher Entschlossenheit dem „Tag des Herrn" und dem Entscheidungskampfe von Harmageddon (Offenb. 16, 16) entgegensahen. Mit packender Gestaltungskraft und einem die ernste Grundstimmung immer wieder durchbrechenden sonnigen Humor werden uns charakteristische Typen des bergischen Volkes lebensvoll vor Augen geführt, um nur die hervorstechendsten zu nennen, Ohm Karl vom Klaubergshof, der eifrige Schriftforscher und himmelskundige Gegner der kopernikanischen Weltanschauung, mit seinem klugen, erstaunlich bibelbelesenen Weib Möhnlena, der tapfere „königliche Kaufherr" Müngston, die grimmige Wittib Brommerschenkel, Manewell, der heuchlerische, von Ohm Karl entlarvte Führer der Schwarmgeister, der „Feinen" im Lande, und schließlich der Schneider-Feldherr, der Revolutionär Hühnerbein, dessen traurig-schnurrige Gefangennahme am Tage von Harmageddon vor der unblutigen Schlacht bei Remlingrade erfolgt. Es ist ein Genuß, dies Buch zu lesen. M

Aus dem Verlag von C. Hirsch-Konstanz liegt uns folgendes vor: C. Winte[r], Philipp Elsen. 270 S., geb. 3 Mk. Mit 4 Bildern. Eine bremenser Schiffergeschich[te] aus der napoleonischen Zeit, die das Volksleben trefflich schildert. Schön ausgestattet. — D. Alcock, Glaubenszeugen aus der Reformationsgeschichte Frankreichs. 175 S., geb. 2 Mk. Wer des Verf. „Spanische Brüder" kennt, wird auch gern zu diesem Bu[ch] greifen. — H. Stretton, Allein in London. 96 S., geb. 75 Pfg. Ein Buch, d[as] vor 30 Jahren außerordentlich viel gelesen wurde und es auch heute noch verdient. — L. Wallace, Ben Hur. 100 S., 40 Pfg. Eine Jugendausgabe des so berühm[t] gewordenen Buches, mit 13 hübschen Vollbildern. — Die Neuherausgabe von G. Nieritz Volkserzählungen ist fortgesetzt (durch G. Rheinen). Wir freuen uns dessen, d[aß] der edle Schriftsteller wieder zur Geltung kommt. Es sind 2 Ausgaben vorhanden [zu] 50 bezw. 25 Pfg. das Bändchen, jene mit hübschen Bildern. — Hübsche Erzählungsbän[de] von J. Blanke herausg., für Jugend und Volk sind: Jugendfreude, 128 S., 50 Pf[g.], „Gott schütze dich!", 64 S., 20 Pfg., und „Grüß Gott!", 64 S., 15 Pfg. Besonde[rs] das erste Bändchen ist ganz besonders hübsch ausgestattet und enthält viele Bilder v[on] L. Richter. — Ferner: „Vom Himmel hoch, da komm ich her," 160 S., 6 B[de.] à 1,20 Mk. mit guten Weihnachtserzählungen beliebter Schriftsteller. — Himme[ls]blumen, 160 S., XII. Bd., 1,20 Mk., sehr hübsch ausgestattet. — Edelweiß, 165 [S.,] 19 Bde., geb. à 80 Pfg. Diese letztgenannten Bände bestehen aus Heften mit gu[ten] Erzählungen, die auch einzeln zu kaufen und zu Geschenken bestens geeignet sind (à [5] und 10 Pfg.). — Von Kalendern: Für Alle, 120 S., 40 Pfg. Der bekannte u[nd] beliebte Kalender 1909 ist wieder sehr reichhaltig. Christl. Jugendkalender, 64 [S.,] 15 Pfg., ist für Sonntagsschulen usw. gut geeignet. — Endlich hat der genannte Ver[lag] jetzt auch mit Spielen begonnen. Er bietet an zwei hübsche Quartettspiele (bibli[sch-] geographsich) in 2 Ausgaben mit Stätten des alten und neuen Testamentes (à 1 M[k.]) sowie zwei sehr empfehlenswerte Geduldspiele, Bilder zum Zusammenlegen, wie sie Kin[der] so sehr lieben: Biblisches Geduldspiel (kleines Format), 2 Mk. und Was d[as] Kind fertig bringt mit 5 Tierbildern von A. Späht (großes Format) 3 Mk.

Vom Christl. Verein im nördl. Deutschland, Eisleben, liegen als neue hübsche [Er]zählungen vor: M. von Panitza, Stine Stark, eine von der alten A[rt]. 139 S., geb. 80 Pfg. Ein Buch aus dem Mecklenburger Volksleben; A. Stra[...], Ringende Mächte. 183 S., geb. 1 Mk. Behandelt allerhand Probleme: Deut[schtum] und Polentum, Protestantismus und Katholizismus, Heidentum usw. - Ferner ersch[ien] hier: K. Kühn, Stärkung für die Pilgerfahrt. 119 S., 80 Pfg. Betrachtun[gen] für stille Stunden.

Druckfehler. Seite 409, 5. Zeile von unten, muß es statt „nie geworden" hei[ßen] „eine andere geworden".

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.





